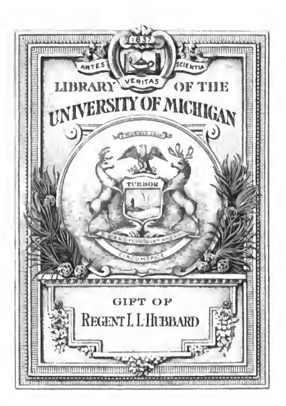

A 401002



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
GIFT OF
REGENT L. L. HUBBARD


L. Bürger
Bilder
und
Skizzen
aus
Amerika.

L. Bürger.
(Ch. Rieſe.)

Bilder und Skizzen aus Amerika.

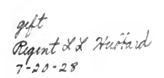
Bilder und Skizzen aus Amerika.

Von

L. Bürger.
(Ch. Niese.)



Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.
1891.



Inhalt.

Amerikanische Eindrücke.

Wir Deutschen sind noch nicht aus der Gewohnheit gekommen, die Vereinigten Staaten von Amerika als das gelobte Land für alle Menschen anzusehen. Wir finden es eben so begreiflich, wenn der Officier, welcher hier Schiffbruch gelitten, drüben Kellner oder Bierbrauer wird, wie wir den kleinen Bauer, den Tagelöhner nicht tadeln, der hier seine geringe Habe zu einem Schleuderpreise losschlägt, um in Amerika ein reicher oder doch wohlhabender Mann zu werden. Und wir, die wir in Deutschland bleiben, die wir in Luxusbädern und großen Städten die reichen Amerikaner Unsummen ausgeben sehen, wir sind zu entschuldigen, wenn Alles, was mit Nordamerika zusammenhängt uns nicht allein rosa-, sondern auch goldfarben erscheint. Es bedarf eines längeren Aufenthaltes in Amerika, einer genauen Kenntniß der dortigen Sitten und Ge-

bräuche, selbstverständlich gänzlicher Beherrschung der englischen Sprache, um sich ein klares Bild von den dortigen Verhältnissen zu machen. Es ist leicht, wie der Franzose O'Reill es gethan, im Fluge durch die größten Städte der Vereinigten Staaten zu reisen, die Witz- und Tagesblätter zu studiren und aus ihnen, sowie aus einigen flüchtigen Eindrücken ein Buch zu fabriziren, das jeder Amerikaner lachend und achselzuckend las, um sich nachher zu wundern, daß es Leute gäbe, die dieses gallische Product ernsthaft nehmen könnten. Und dennoch leben in unserem geliebten Vaterlande immer noch genug gläubige Seelen, denen das Sonderbarste aus Amerika aufgebunden werden kann, und die fester daran glauben, als an die Bibel. — Für solche Menschen wäre nichts heilsamer, als eine Vergnügungsreise nach Amerika, die aber mindestens ein Jahr dauern und nicht mit Herumfahren auf der Eisenbahn verbracht werden müßte. Ein längerer Aufenthalt in New-York, Baltimore, Chicago würde als Studienreise sehr förderlich sein, ebenso ein längeres Durchwandern der Neu-Englandstaaten mit ihren verlassenen Farmen, ihren unbebaut liegenden Feldern. Vielleicht würde ein solcher Reisender, der Augen und Ohren offen hält, mancherlei finden, was sein Nach-

denken anregte; hier einen Bekannten aus guter Familie, der trotz jahrelanger Anstrengung nichts anderes geworden ist, als ein Kellner; dort einen Bauern, der in der Heimat sein gutes Auskommen hatte, und der in dem neuen Lande nichts besseres hat werden können, als im Frühling Erdbeerpflücker in den Feldern New-Jersey's, als „help" im Sommer bei einem Farmer, und „tramp" in den übrigen Monaten des Jahres. Vielleicht aber hat er sich zu dem letzteren Handwerk überhaupt entschlossen und wandert durch die Union; von Osten nach Westen, und umgekehrt. Nach den statistischen Berechnungen gab es im Jahre 1888 sechszigtausend „tramps" oder Vagabonden, welche die Vereinigten Staaten durchzogen. Solche Statistiken sind aber schwer zu beweisen und diese Zahl mag zu hoch, oder wie die Amerikaner meinen, zu niedrig gegriffen sein! So mancher Eingewanderte befindet sich aber unter den „tramps", so mancher Sohn ehrlicher Eltern aus dem deutschen Vaterlande, daß es sich wohl einmal der Mühe verlohnte zu untersuchen, wie die Nationalitäten an diesen Vagabonden betheiligt sind.

Doch wer hat Zeit in Amerika zu solchen Dingen? Wohl giebt es dort Männer der Wissenschaft, wie bei uns, aber ihr Geist ist auf praktische Dinge gerichtet.

Wohl klettern die Geologen auf die Berge und suchen nach Gold, Silber, Steinkohlen und andern sich gut bezahlenden Dingen; wohl studiren die Astronomen den Sternenhimmel, die Forschungsreisenden die Eisregionen der nördlichen Hemisphäre; was aber bedeutet das einzelne Individuum dem Amerikaner? — Er ist nicht kälter, nicht gleichgültiger als die Angehörigen anderer Völker; er ist aber gewohnt, sich von Fremden, von Eingewanderten umgeben zu sehen. Sie sind gekommen ohne seine Einladung; nun mögen sie sehen, wie sie fertig werden, in dem Lande, das ihm doch eigentlich erb- und eigenthümlich gehört! — Er vergißt, daß auch er von Eingewanderten abstammt; er will nicht daran denken, daß vielleicht erst seine Eltern das amerikanische Bürgerrecht erlangten; er fühlt sich als Amerikaner und jeder neue Einwanderer ist in seinen Augen ein Eindringling, dem er gerade nichts Böses, aber auch nichts Gutes wünscht. In den letzten Jahren ist der politische Einfluß im Lande hauptsächlich in die Hände der Irländer und Iren-Amerikaner übergegangen. Wer einen irischen Volksredner seine Tiraden über das wahre Volkswohl halten, seine Ausfälle gegen die Deutschen gehört hat, der versteht seinen Einfluß auf die arbeitenden Klassen, der versteht, daß die Ab-

geordneten für die Legislatur, meistens Iren sind, daß die einträglichsten städtischen Aemter von Irländern und den Amerikanern bekleidet werden, welche irisches Blut in den Adern haben. Der Irländer steht dem deutschen unsympathisch gegenüber; er ärgert sich, daß die großartigsten Handelsunternehmungen von Deutschen gegründet und geleitet werden; er ist voller Neid über den ausgedehnten Besitz der Deutschen in New-York und anderen Städten und er versteht es, seine bitteren Gefühle den Bewohnern der Union mitzutheilen, die sich Vollblut-Amerikaner nennen. So findet man häufig in diesen Kreisen einen Groll gegen das Deutschthum, welcher an Lächerlichkeit grenzt, in manchen Staaten aber seine bitteren Früchte trägt. Es giebt Staaten, wo der deutsche Unterricht in den Schulen abgeschafft wird, obgleich zwei Drittel der Schulkinder deutsche Eltern besitzen, und es giebt Ortschaften genug, wo es dem irisch-amerikanischen Einfluß gelungen, aus der Gemeindeverwaltung jegliches deutsche Element zu verdrängen. Wo aber die Iren und Amerikaner gemeinsam regieren, merkt man die Folgen alsbald. Schon die Stadt New-York, deren Einnahmen die von Berlin weit übersteigen, zeigt uns das Beispiel irisch-amerikanischer Stadtverwaltung. Die fünfte Avenue

mit ihren Millionairshäusern, der Broadway mit seinem riesigen Verkehr, haben streckenweise anständiges Pflaster und gutes Trottoir; im übrigen hat Deutschland auf der elendesten Dorfstraße kaum so viel Löcher und Gefahren für Menschen und Fuhrwerk aufzuweisen, wie „the empire City". Für Pflasterung und Reinhaltung der Straßen, was die allgütige Mutter Natur meistens allein besorgen muß, ist aber im Stadtbudget eine bedeutend größere Summe ausgesetzt, als in Berlin. Doch der Ire-Amerikaner, der als Alderman, und Mayor, als Cassirer und sonstiger städtischer Beamter im Solde New-Yorks sich befindet, ist viel zu praktisch, um das schöne Geld, welches durch seine Hände geht, für langweilige Steine, für Straßenfegen und Gasbeleuchtung auszugeben. Zuerst denkt er an sich und seine Familie. Er muß die Gelegenheit benutzen, so lange sie sich darbietet; und da jeder Beamte, sei er hoch oder niedrig gestellt, dieselben praktischen Anschauungen besitzt, so ist es nicht verwunderlich, daß von den Millionen, welche die städtische Verwaltung öffentlich in der großartigsten Weise für die Verschönerung und Verbesserung der Stadt ausgiebt, nur wenige Tausende endlich übrig bleiben, um ihrem anfänglichen Zwecke zu dienen. Und ist es anders in

Philadelphia, in Baltimore, in den Städten des Westens? Ueberall wo das irische Element unter dem freien Sternenbanner die Herrschaft führt, sind die Verhältnisse dieselben. — Kein Wunder, daß sich der Deutsche von dem, was man in der Union Politik nennt, mit Verachtung abwendet. Er ist gewohnt, nur in ehrlicher Arbeit Geld zu verdienen, nicht durch schmutzige Reden, durch Schnapskneipen und durch Bestechung Einfluß auf die Wähler zu gewinnen, um später in einer politischen Stellung ohne Mühe reich zu werden.

Der gebildete Deutsch-Amerikaner beschäftigt sich nur bei den Präsidentschaftswahlen mit der Politik. Alles übrige läßt ihn ziemlich gleichgültig; ihn verlangt nicht nach der zweifelhaften Ehre, irgend ein städtisches oder staatliches Amt einzunehmen. Er ist es gewohnt, daß die Vereinigten Staaten, deren beste Einwohner die Deutschen sind, von deutschen Anschauungen nicht mehr beeinflußt sind, daß die Irländer und diejenigen, welche sich Vollblutamerikaner nennen, die Regierung der Union fast allein in Händen haben, daß das Bestechungswesen überall blüht und daß die übrigen Einwohner des reichen Landes dazu dienen, die „Politiker“ reich zu machen. Wer jemals Gelegenheit hatte, die

Politiker kennen zu lernen, welche in Albany unter der kostbar getäfelten Zimmerdecke tagten, die für eine Unsumme hergestellt und schließlich aus papier-maché war, wer die Abgeordneten in Trenton, der Congreß-stadt Neu-Jersey's, gesehen, dem will die rechte Ehrfurcht vor den Senatoren in Washington nicht kommen.

Und hohl wie das politische Leben, ist manches in Amerika. Für einen, der mit hochgespannten Erwartungen hingeht, ist es das Land der Enttäuschungen; wer aber mit nüchternem Blick das amerikanische Leben betrachtet, wer es nimmt, wie es ist, wer vor Allem keine Vergleiche mit Deutschland anstellt, dem kann es dort gut gehen. Er muß doppelt so stark arbeiten wie in Deutschland, er muß auf eine sympathische Geselligkeit verzichten, und er muß vor Allem bedenken, daß Amerika nicht das Land der Freiheit und Gleichheit ist, wie er in aller Unschuld geträumt. Frei und gleichstehend sind nur die reichen Leute, und von den bestechlichen Dienern des Gesetzes darf er, wenn er arm ist, keine Gerechtigkeit erwarten. Als Millionär kann man in Amerika ungestraft stehlen; ein armer Mann wird schon für einen einfachen Diebstahl in's Zuchthaus gesteckt. Wie mancher Deutsche ist, kaum

angelangt in New-York, ohne Vertheidigung, ohne Grund in's Gefängniß geschickt, nur auf falschen Verdacht hin, nur, weil er der englischen Sprache nicht mächtig war und sich nicht verständlich machen konnte! Wer aber einmal im Gefängniß war, mit dem gehts öfters bergab und in den „slums“ von New-York, in den engen dichtbevölkerten Straßen, die Londons Schreckenhöhlen nichts nachgeben sollen, verbringt mancher Deutsche sein elendes Leben, der hoffnungsfreudig hinauszog in das Land der Freiheit.

Auch der Vergnügungsreisende, der nach Amerika kommt, erlebt Enttäuschungen. Die erste ist schon die Seereise. — Mag das Schiff erster Classe mit allem Luxus ausgestattet sein; mag es von eleganten Menschen wimmeln; mit einer Art von Enttäuschung betrachtet man die ausdruckslosen Männer- und Frauengesichter der amerikanischen Mitreisenden. Wie langweilig sehen die Herren, wie hochmüthig die Damen aus! Wie schlecht behandeln die letzteren ihre Bonnen und Gouvernanten; wie verächtlich betrachten sie einige reizende Landsmänninnen, deren Freundlichkeit und Schönheit, deren Diamanten und geschmackvolle Kleider wir gerade bewunderten! Und auch hier wartet unser eine Enttäuschung, und die gutmüthige, dicke Deutsch-

Amerikanerin mit ihrem pfälzischen Dialekt macht uns klar, weshalb die ausdruckslosen Herrengesichter plötzlich so lebhaft werden, wenn eine von diesen Schönen an Deck erscheint! — Da ist es denn beinahe eine Freude, einen Goldgräber aus Nevada zu beobachten, der sein Herz einer frischen Bierbrauerstochter aus Milwaukee zu Füßen legt. Sie spricht schlechtes Englisch, und ihre Muttersprache, die deutsche, mißhandelt sie auf die grausamste Weise, alles mit englischen Brocken vermischend; dennoch freuen wir uns an ihren Mondscheinwandlungen auf dem Verdeck, den dunklen Courmacher zur Seite. Die Verlobung ist deklariert; wir sehen schon in Gedanken das junge Paar glückumstrahlt nach dem fernen Westen reisen; da, bei der Landung in Hoboken, harrt wieder unser eine Enttäuschung; der Goldgräber ist plötzlich verschwunden und weinend steht die Braut bei den bestürzten Eltern, während um uns herum das Gewühl der Ausladung jeden Meinungsaustausch unmöglich macht. — Wer ist jener dunkle, mit dem Zauber gewisser Romantik umgebene Herr gewesen? War es jener Bigamist, der fünf Frauen besitzen sollte, und der an Bord eines angekommenen Schiffes verhaftet worden war, oder jener Falschmünzer, der auch an demselben Tage der Polizei in

die Hände gefallen? Wir haben es niemals erfahren; denn Amerika ist das Land der ungelösten Fragen. Großes bringt es hervor auf vielen Gebieten der Industrie, groß ist sein Handel, sein Acker- und Minenland, groß sind seine Hilfsquellen, klein aber ist Vieles, was wir Deutschen gewohnt sind groß zu sehen, und je länger man in den Vereinigten Staaten weilt, desto mehr wird einem die Verschiedenheit deutscher und amerikanischer Anschauungen klar.

Wer aber dürfte über diese Verschiedenheit klagen? Doch nicht Diejenigen, welche ungebeten in das fremde Land ziehen, die mit Allem unzufrieden, was das deutsche Vaterland ihnen bot, von der Fremde die Erfüllung ungereimter Wünsche erwarten? Unser Volk glaubt immer noch an Märchen, und das entzückende Bild des Schlaraffenlandes steigt in ihnen auf, wenn sie den Wanderstab ergreifen, um nach dem Lande des Westens zu gehen. Aber es ist nicht schön, aus Märchenträumen zu erwachen, und manchem wäre zu gönnen, daß er im Vaterlande den bescheidenen, sicheren Erwerb einer abenteuernden, verbitterten Existenz in Amerika vorgezogen.

Wer aber kann dem Wandertrieb der Deutschen Einhalt gebieten, und so mögen sie dorthin ziehen,

2*



wohin ihre Seele sich sehnt. Wenn aber folgende kurze Skizzen dem Leser den Eindruck machen, daß auch in Amerika das Leben voll Mühsal und Entbehrung, voll ernster Enttäuschungen und voller Arbeit ist, dann ist ihr Zweck vollständig erfüllt.

Amerikanische Vergnügungen.

I.

Vor Kurzem hat der Franzose Paul Bluet (Max O'Reill) ein Buch über Amerika geschrieben, welches er Jonathan et son Continent genannt und das in den Vereinigten Staaten nicht gerade sehr freundlich aufgenommen worden ist. Enthält es doch neben einigen Wahrheiten so viel Lächerliches und Ungereimtes, daß das scharfe Urtheil der amerikanischen Presse nicht ungerechtfertigt ist. Daß unter der Spreu manch' gutes Korn sich findet, muß der unbefangene Leser jedoch zugeben und Etliches, was der Franzose mit dem irländischen Namen sagt, ist nur zu wahr.

Von den amerikanischen Vergnügungen redet er indessen garnicht, und nur einmal bemerkt er: Der Amerikaner langweilt sich nie; besonders nicht in seinem eigenen Lande. Wenn andere Leute vor Langerweile

sterben, hat er noch immer „a grand time“. Diese Beobachtung ist sehr richtig, der echte Amerikaner wird nie zugeben, daß er irgendwo sich nicht gut unterhalten habe; wie wäre dies in seinem Lande auch möglich!

Indessen wollen dem Fremden die amerikanischen Vergnügungen manchmal etwas eigenthümlich erscheinen.

Wer an einem schönen Nachmittage die fünfte Avenue hinuntergeht, der sieht vor manchem Haus Teppiche und Zelte, die bis auf den Fahrdamm reichen, hier ist eine Reception. Die Dame des Hauses steht in einem ausgeschnittenen Brocatkleide, flimmernd von Diamanten in ihrem Parlor und hinein strömen Herren und Damen, Junge und Alte, in heller Seide oder in Straßencostümen, wie es ihnen am besten paßt. Alle schütteln sie der Dame vom Hause die Hand, sagen „how do you do?“ werfen ihre Karte auf den Tisch und begeben sich eiligst nach dem Hinterzimmer, wo es Manchen gelingt, eine Tasse Kaffee, einen ice cream oder ein Butterbrod zu erwischen. Hat der Besuch das erreicht, dann geht er strahlend wieder weg. Er hat sich gut unterhalten, und wenn die Herrin des Hauses zwei- bis dreihundert Eingeladenen die Hand geschüttelt, darf auch sie sich Abends zufriedenen Gemüthes zur

Ruhe begeben. Für diesen Winter hat sie ihre Schuldigkeit gethan.

Besitzt sie eine Tochter, dann giebt sie nach der Reception, die um drei Uhr Nachmittags begonnen, noch einen Tanz, der bis eine Stunde nach Mitternacht dauert, und will der Mann noch etwas von dem Vergnügen genießen, so trennt den Empfang und Ball um acht Uhr ein Mahl, das Mittagessen genannt wird. Auf diese Weise hat man mit einem Schlage seine gesellschaftlichen Schulden abbezahlt und kann sich getrost in die Hand des Arztes geben, dessen Erntezeit jetzt gekommen. Im „New-York Herald" oder in der „World" steht aber am nächsten Tage das ganze Zauberfest auf's genaueste beschrieben, und das ist doch immerhin erhebend. — Unter dem Namen Reception, Empfang, gruppirt sich hier jetzt Alles, was wir harmlosen Deutschen Ball nennen. Die Clubhäuser, die christlichen jungen Männer, die Handwerker, Alles hat Receptions, wo getanzt und wo zugesehen wird, wo das Souper ohne Wein mit viel Eiscrême in düsterem Schweigen eingenommen wird, und wo das, was wir Fröhlichkeit nennen, nicht aufkommt. Es giebt in New-York und vielen anderen amerikanischen Städten sehr elegante Clubhäuser, wo die schönsten

Kegelbahnen und Billards sind, wo behagliche Lese- und Spielzimmer sich dem Eintretenden öffnen, und wo man nur Eiswasser trinken kann. Was aber würden unsere jungen Herren sagen, wenn sie kegeln müßten, ohne einen andern kühlen Trunk neben sich, als eine roth angestrichene Tonne mit Eiswasser, an der ein Becher hängt? — Dem Clubhause gegenüber befindet sich meistens ein Trinksalon, in dem man stehend Bier und Schnaps einnehmen kann, wo aber bleibt die Gemüthlichkeit?

Eine eigenthümliche Bewegung vollzieht sich jetzt hier im Lande. Es ist die Agitation gegen die Trinksalons. Sonntags darf in den meisten Wirthschaften nichts geschänkt werden, an Wochentagen nur bis zur bestimmten Zeit — und dennoch sieht man nirgendwo mehr Betrunkene als in Amerika. Es ist factisch erwiesen, daß in Städten wo die Prohibition eingeführt ist, die Fälle der Trunkenheit sich mehren, und daß der Amerikaner es immer mehr als ein Vergnügen betrachtet, sich unerlaubter Weise zu betrinken. Besonders am Sonntag ist der passende Tag dazu — und wer den amerikanischen Sonntag kennen lernt, kann den armen, ungebildeten Amerikaner nicht so hart beurtheilen. Alle Wirthschaften, alle Theater sind geschlossen. Die Kirchen sind allerdings offen, aber dort,

wo es gute Musik und eiuen guten Vortrag giebt, sind alle Sitze so überfüllt, daß ein Mann im schlichten Rock sehr leicht herausgewiesen wird. Er hat auch schon mit anderen Genossen zusammen sich ein Fäßchen Whisky gekauft und im Keller versteckt — das wird in Heimlichkeit ausgetrunken, und das ist sein Vergnügen. Er wird das beibehalten, trotz aller Gesetze, trotz aller Verbote, so lange, bis ein Straßenprediger vielleicht sein Herz rührt, und er in einem Revivalmeeting seine Sünden bekennt und sich zu bessern versucht. Wir sind von der Reception auf die Trunkenheit gekommen, und von zwei großen Mittelpunkten amerikanischer Vergnügungen haben wir den einen nur flüchtig, den anderen gar nicht erwähnt: die Kirche und das Theater. Dabei spielt die erstere eine noch größere Rolle im Leben der Amerikaner, als das letztere. In sehr vielen Kirchen werden mehrere Male im Winter „entertainments" veranstaltet, wo es lebende Bilder, Musikstücke, Declamationen und Bauchredner giebt, wo die Orgel lustige Melodien spielt, und die Costüme der mitwirkenden Damen mehr an den Ballsaal als an die Kirche erinnern. Das Eintrittsgeld dieser Belustigungen kommt der Gemeinde in irgend einer Weise zu Gute; auch der Ertrag der Bazars oder Fairs



wo die unteren Räume der Kirche zum Verkaufssaal eingerichtet werden. Hier werden auch die geselligen Zusammenkünfte oder Sociables abgehalten, wenn nicht ein Mitglied der Gemeinde sich anbietet, eine jugendliche Gesellschaft bei sich im eigenen Hause zu sehen. Die Musik wird in den Kirchen eifrig gepflegt. Die vornehmsten veröffentlichen Sonnabends das Programm des sonntäglichen Gottesdienstes. In ihm spielt die Predigt nur eine Nebenrolle, und die Solosänger und -Sängerinnen der eleganten Kirchen beziehen ein besseres Gehalt als der Seelsorger. Die Kirchenmelodien in den amerikanischen Kirchen sind für ein deutsches Ohr überraschend. Daß die deutschen Studentenlieder ihre Melodien haben hergeben müssen zu den amerikanischen „Hymns", ist bekannt, aber wir entdecken auch die Mandolinata, Stücke aus Boccaccio, Norma, Don Juan und kürzlich behauptete ein böser Deutscher, auch die „kleine Fischerin" sei geistlich geworden!

Am Abend ist der Gottesdienst kürzer als am Morgen und die Pastoren predigen über andere als biblische Themata: z. B. über Kartenspielen, Tanzen, Romanlesen ꝛc. Vorher giebt's aber auch noch ein musikalisches Solo, und wenn die Kirche nicht zu voll ist, sitzt es sich behaglich bei heller Beleuchtung und

anregenden Worten. Denn die Amerikaner besitzen die Gabe des Redens. Sie scheuen nicht die kühnsten Ausdrücke, die schärfsten Wendungen, und sie freuen sich, wenn ihr Auditorium lacht, oder Beifall klatscht, um gleich darauf zu weinen. Sonderbare Sachen sagen die Herren von der Plattform, oder der Kanzel, aber sie kennen ihr Publikum und wissen, daß es doch immer wieder zu ihnen kommt, um der endlosen Langeweile des Sonntags zu entrinnen. Und so gehört das Kirchgehen mit seinem Singen, Lachen, Weinen, mit seinen Stelldicheins und weltlichen Gedanken durchaus in die Reihe der amerikanischen Vergnügungen, und die Jugend beiderlei Geschlechts hat nirgendwo soviel Gelegenheit zu zärtlichem Gedankenaustausch und verstohlenen Händedrücken als gerade in der Kirche.

II.

Am Sonntage, dem Tage der Ruhe und der äußersten Langenweile, giebt es im Osten der Vereinigten Staaten kein Theater. In New-York finden einige Concerte statt, denen man den Beinamen sacred, d. h. geistliche, giebt und bei denen der Name das Einzige ist, was an den Sonntag erinnert. Sie sind aber nicht für die gute Gesellschaft, und diese hat auch Gelegenheit genug, an den sechs Wochentagen in Theatern und Musik zu schwelgen.

Englische, deutsche und französische Gesellschaften spielen mit mehr oder weniger Erfolg vor dem amerikanischen Publikum; hier der plattdeutsche Junkermann, dort der französische Coquelin, hier die Polin Modjeska, dort die englische Langtry, und wenn die amerikanischen Schauspieler davon reden, auf ihre

europäischen Collegen einen Eingangszoll legen zu wollen, so ist dieser Gedanke vielleicht nicht zu billigen, wohl aber zu begreifen.

Der amerikanische Manager führt mit seiner einheimischen Gesellschaft meistens kein beneidenswerthes Leben. Während der Ausländer ihm die Butter vom Brode nimmt, muß er sich bemühen, dem Geschmack eines untergeordneten Publikums gerecht zu werden. Daher mag es denn auch kommen, daß die amerikanische Bühnenliteratur den Namen einer Literatur noch nicht verdient. Die feineren Gesellschaften, z. B. Daly in New-York, geben sehr viel Uebersetzungen aus französischen Lustspielen, oder sie beziehen ihre Stücke aus England und Deutschland. Sheridans „Rivals" werden in den Vereinigten Staaten mit Joseph Jefferson als „Tom Pringle" von Jahr zu Jahr unzählige Male aufgeführt und „The School of Scandal," sowie eine Auswahl Shakespearischer Dramen bilden das sich stets gleich bleibende Programm vieler amerikanischer Gesellschaften. Auch Franz v. Schönthan und Moser kommen in guten Uebersetzungen auf die Bühne.

Der amerikanische Bühnenschriftsteller hat ein ganz bestimmtes Recept, nach dem er seine Stücke fabricirt. Ein liebendes Paar, welches getrennt wird, ein Schurke,



ein bis zwei Morde, ein Ehrenmann, und einige stark aufgeputzte Damen. Durch diese Personen und Thatsachen kommt eine Mischung zu Stande, die bald komisch, bald rührend wirkt und mit dem Collectivnamen Comedy getauft wird. Ein Orchester darf nicht fehlen, das alle ergreifenden Stellen mit sentimentalen Weisen begleitet und beim Morde einen Tusch bläst. Von solchem Kunstgenuß, vorausgesetzt, daß die Damentoiletten hübsch sind, wird der Durchschnittsamerikaner entzückt sein. Kommen noch einige Schlagwörter über die Heiligkeit der Ehe hinzu, so wird der Zuschauer, welcher sich soeben zum dritten Male hat scheiden lassen, in Thränen ausbrechen und durch Stampfen, Pfeifen und Brüllen zeigen, wie sehr ihm diese schönen Gesinnungen aus der Seele gesprochen waren. Die unangenehmste Rolle ist die des Schurken, denn der allgemeine Haß der Zuschauer wendet sich ihm so demonstrativ zu, daß es für seine persönliche Sicherheit am besten ist, wenn er schon im zweiten Act gemordet wird. Gewöhnlich erhebt sich dann ein Beifallssturm und Ausdrücke, wie „serves him right!“ — „I am glad of it!“ — „the rascal!“ hört man selbst von den Logen und Parquetplätzen. Von der Galerie aber klingen drohende Rufe, und mancher faule Apfel,

manche angebissene Banane findet den Weg von dem erregten Publikum bis zu dem armen Bösewicht, der sich noch freuen kann, daß er nicht im Westen ist, wo öfters die Schauspieler von den entrüsteten Zuschauern angeschossen werden.

Die meisten kleineren amerikanischen Städte haben ein Theaterlocal, welches sie die Academy of music nennen, und die Gesellschaften eines Edwin Booth, Joseph Jefferson und Lawrence Barret ziehen von Ort zu Ort, um immer wieder in denselben Stücken zu glänzen. Alle drei Herren sind ausgezeichnete Schauspieler; aber sie sind oft gezwungen, mit untergeordneten Kräften zusammen zu spielen. Wer übrigens Booth als Hamlet und Jefferson als Rip van Winkle gesehen, wird sie nicht gleich wieder vergessen.

Augenblicklich ist es hier Mode geworden, daß Damen aus der Gesellschaft zum Theater gehen. Nicht der Genius treibt sie, sondern der Drang nach Abwechslung, die Sucht nach Abenteuern. Das Leben der sogenannten Gebildeten spinnt sich hier im Ganzen wenig ereignißreich ab; die geistigen Interessen sind gering, und das körperliche Wohlleben spielt eine zu große Rolle. Dies mag der Grund sein, daß manche jugendliche Existenz sich selbst zu Grunde richtet; und zwar

aus keinem anderen Motiv, als um einmal etwas zu erleben. Lawn-Tennis-Partien, kegeln und stundenlang im Schaukelstuhl sitzen, Alles dieses kann selbst Millionairstöchtern langweilig werden.

Die Liste der amerikanischen Vergnügungen ist gleichwohl noch lange nicht beendet. Da sind Hahnenkämpfe in New-Jersey, die an Barbarei dem Gänsegreifen in Tenessee nicht nachstehen, da ist Baseball und Wettrennen, Wettrudern und Wettlaufen, und man könnte über verschiedene andere Sports ganze Bücher schreiben, ohne sie zu erschöpfen. Dennoch ist die ganze Art der amerikanischen Vergnügungen von den deutschen sehr verschieden, und wir langweilen uns oft herzlich dort, wo der Amerikaner „a real good time“ hat.

Nur eins ist niemals langweilig in Amerika: das sind die Zeitungen. Am Sonntage, zum Ersatz für jede mangelnde Abwechslung giebt es einen Stoß von Blättern, von denen jedes den Inhalt fast eines mächtig großen Buches repräsentirt. Es war lehrreich, besonders für Deutsche, den Ton der Presse im Winter 88/89 zu beobachten.

Eine Zeit lang wollte fast die gesammte Presse den Krieg mit Deutschland wegen Samoa's. Der „New-

York Herald“ redete sehr ernsthaft mit „Herrn“ Bismarck. Er solle sich nur in Acht nehmen; Onkel Sam hätte eine Flotte; diese Flotte sei zwar nicht schön, aber doch immerhin beachtenswerth. Und dieser Ermahnung folgte eine Aufzählung sämtlicher Kriegsschiffe, von denen die Hälfte unbrauchbar ist. Die anderen Blätter schrieben noch ganz audere Dinge. Nach ihnen hatten die Matrosen unserer Marine die armen unschuldigen Amerikaner auf Samoa fast alle todtgeschossen und sich wie die Heiden benommen. Dafür sollte dem deutschen Reiche der Krieg erklärt und alle Deutschen in Amerika fortgejagt werden. In den Sonntagsblättern wurde dieser Gedanke weiter ausgesponnen, und als in San Francisco ein alter verrückter „Colonel“ ein Frei-Corps organisiren wollte, um gegen die Deutschen auf Samoa zu kämpfen, schrieben die New-Yorker Zeitungen gerührte Aufsätze über amerikanischen Patriotismus und die Ländergier der Deutschen. Dann ward man wieder stiller. Man erinnerte sich, wie vor wenigen Wochen eins der nach Haiti gesandten Kriegsschiffe im eigenen Hafen im Schlamm stecken geblieben war, und wie die Mannschaft nicht hatte absegeln wollen, weil Billy, der Ziegenbock des Schiffes, ohne Urlaub dieses verlassen

und noch nicht wiedergekehrt war. Damals brachte jede Zeitung einen mehr oder minder witzigen Aufsatz über die eigenthümliche Art der Marineverwaltung; nun sollte sie plötzlich das Bollwerk des Vaterlandes sein. — Ein Marineoffizier hielt Vorträge in Boston, in denen er nachwies, daß Nordamerikas Häfen sämtlich wehrlos seien, und allmählich lenkten selbst die grimmigsten Deutschenfresser ein. Der „Herald" hatte ein Interview mit Graf Bismarck und schrieb rührende Artikel über die ewige Freundschaft der Vereinigten Staaten mit Deutschland und sogar die „Tribüne" gönnte sich eine Ruhe und Pause im Schimpfen und Drohen.

Einige Zeitungen halten in Berlin eigene Correspondenten, die von der Leichtgläubigkeit ihrer Leser einen recht kräftigen Begriff haben müssen. Es ist fast unglaublich, welche Anzahl alter Klatschgeschichten in der Reichshauptstadt von den Yankeecorrespondenten aufgewärmt wird, um in Amerika ein lesegieriges Publikum Sonntags zu unterhalten. Besonders die „Tribüne" leistet in dieser Beziehung Außergewöhnliches. Es ist ein sehr gut redigiertes Blatt von republikanischer und religiöser Färbung. Aber das achte Gebot scheint nicht in seinem Katechismus zu

stehen. Nach seinen Berliner Briefen ist die Frau in Preußen ein verachtetes, halb thierisches Wesen, das von den Amerikanern erst lernen muß, sich zu kleiden, und die Reichshauptstadt im Uebrigen ein Pfuhl des Aberglaubens und der Unsittlichkeit. Unser Hof und unsere höchsten Beamten kommen häufig sehr schlecht weg, und die Beschreibung der Judenverfolgung in Preußen ist so erschütternd, daß es einem fast vorkommt, als führten die Behörden jeden Tag eine Art bethlehemitischen Kindermordes auf. — Und ähnliche Berichte bringen „World", „Sun" und „Star", nur mit dem Unterschiede, daß ihnen von Anfang an nicht geglaubt wird, während die „Tribüne" doch ernst genommen sein will. — Ein frommer Amerikaner darf am Sonntag gar nichts thun, und seine Frau und Töchter würden glauben, in die Hölle zu kommen, wenn sie an diesem Tage einen Knopf an den Handschuh nähen wollten. Aber sie betrachten es nicht als Sünde, während des ganzen Tages der Ruhe Skandal-Geschichten aus Europa und Amerika zu lesen. Die europäischen Berichte sind ihnen die interessantesten, denn die freien Republikaner haben für gekrönte Häupter eine ganz besondere Schwäche, und hunderte von amerikanischen Familien gehen alle Jahre nur deswegen nach Europa, um mit einem vor-



nehmen Schwiegersohn später zu prahlen. Mit großer Genauigkeit berichten dann die Zeitungen von den glänzenden Hochzeitsfeierlichkeiten, dem ehelichen Glück, den schönen Toiletten, um später, wenn etwa ein italienischer Graf seine amerikanische Frau prügeln sollte, den ganzen Adel Europa's zu verunglimpfen. Im Grunde meinen sie es aber gar nicht so böse; sie wollen ihrem Publikum und sich selbst nur ein Vergnügen machen. Und das Lesen der Zeitungen, sowie die fröhliche Leichtgläubigkeit, mit der alles Gelesene aufgenommen wird, ist eben auch ein amerikanisches Vergnügen.

Amerikanische Frauen.

Amerika und Deutschland liegen jetzt, dank der vorzüglichen Dampferverbindung so nahe neben einander, daß es erstaunlich ist, wie viele irrige Ansichten gerade über die Amerikanerinnen hier in Deutschland verbreitet sind. Man hält alle Amerikanerinnen für verwöhnte, verzogene Geschöpfe, deren Hauptbeschäftigung ist, sich zu amüsiren und zu putzen. Diese Annahme ist, was den Norden der Vereinigten Staaten betrifft, durchaus unrichtig. In Florida, Virginien und in Südcarolina hatten allerdings die aus spanisch-französischem Blut hervorgegangenen schönen Frauen bis zum Secessionskriege das Recht, nichts zu thun und alle Arbeit den Sklaven zu überlassen, aber auch dort sind die Verhältnisse anders geworden und die Frau, welche nicht über große Reichthümer gebietet, muß anfangen, sich selbst zu helfen. Allerdings giebt

es in den Vereinigten Staaten, wie überall in der Welt, reiche Frauen und Mädchen, die nicht nöthig haben zu arbeiten, und es auch nicht thun, die ein thatenleeres, nutzloses Dasein führen und die aus Langerweile von einem Vergnügen in's andere stürzen, deren Gott ein Kleidergott ist, deren Lust in Diamanten und kostbarer Umgebung besteht und die endlich, um nur etwas Neues mit sich anzufangen, kränklich und eine lebenslängliche Plage ihrer Umgebung werden. Solcher unglücklicher Wesen giebt es in den Vereinigten Staaten vielleicht mehr, als z. B. in Deutschland, weil der Reichthum dort größer ist und häufiger vorkommt, als in unserem Vaterlande; von diesen reichen Damen aber einen Schluß auf die gesammte weibliche Bevölkerung Nordamerikas zu ziehen, wäre sehr verkehrt.

Die Amerikanerin hat allerdings eine ganz andere Lebensauffassung, wie ihre deutsche Schwester. Sie ist kühler, berechnender; sie würde niemals aus besonderem inneren Drange arbeiten, wenn die Nothwendigkeit sie nicht dazu zwänge; aber tritt die Noth des Lebens an sie heran, so beugt sie sich ihr ohne Klage. — Wer Abends um sechs Uhr, oder am Morgen früh mit den Fährbooten nach New-York fährt, oder um dieselbe Zeit die Hochbahn benutzt, dem wird es klar, daß vor

den meisten Frauen Amerikas die eiserne Nothwendigkeit des Lebenserwerbes eben so gut steht, wie bei uns in Deutschland und daß es nur eine Minderzahl giebt, welche, den Lilien auf dem Felde gleich, die Sorge für die irdische Kleidung nicht kennen. Allerdings würde eine reiche Amerikanerin nur dann den Lilien des Feldes zu gleichen wünschen, wenn diese viermal am Tage die Toilette wechselten, ihre ärmeren Schwestern aber nehmen den Kampf mit dem Leben ruhig auf. Wohin wir gehen, treffen wir die arbeitenden Frauen. In den größten, wie in den kleinsten Läden bilden Frauen die Hauptbedienung; sie sitzen in den Centralstellen des Telephons wie der Telegraphenleitungen, mit äußerlich gleichgültiger Miene ihre Obliegenheiten erfüllend. In der Office des Rechtsanwaltes, des großen Geschäftsmannes befindet sich jetzt immer eine Dame, um am Typewriter oder Schnellschreiber die Briefe zu erledigen, und bei allen wichtigen Gerichtsverhandlungen arbeiten Frauen als Stenographen und Reporter. Jede größere Zeitung hat in ihrem Redactionspersonal wenigstens eine Dame, und wer eine größere Gesellschaft geben will, der muß sich nicht wundern, wenn unter den geladenen Gästen ein junges, einfach, aber geschmackvoll gekleidetes Mädchen auftaucht, das mit raschem

Blick die geladene Versammlung mustert, sich den gedeckten Tisch oder das Büffet von der Dienerschaft zeigen läßt, einige Notizen macht und geräuschlos wieder verschwindet.

Diese Dame ist der Gesellschaftsreporter, welcher durch die Conditoren und Restaurants immer erfährt, wo Feste gegeben werden, und der am anderen Tage in seinem Blatte eine glühende Schilderung der gesehenen Herrlichkeiten, der schönen Toiletten und des vorzüglichen Soupers (geliefert durch die Herren Soundso!) macht. — Aber noch höher strebt die Frau. In den Regierungsbureaux von Washington findet sie nicht allein Anstellung als Clerk, die Postämter kleinerer Städte werden ihr anvertraut, und in einigen Ortschaften des Westens ist hier und dort einer Frau schon das Amt eines Bürgermeisters übertragen worden. Vor Allem aber sind es die Fabriken, welche das Arbeitsfeld der Frauen bilden. Nach den letzten statistischen Aufstellungen arbeiteten in den Seiden-, Baumwollen-, Strumpfwaaren- und Schuhfabriken 281,136 Frauen und Kinder, aber nur 222,948 Männer. Hier sind noch nicht mitgerechnet die vielen Tausende von Nähterinnen, Federkräuslerinnen, Putzmacherinnen, Photographinnen und Druckerinnen, die für kärglichen Lohn ihr Leben in mühsamer Arbeit

verbringen. Vor Allem aber sind noch nicht mitgezählt die Mädchen, welche sich dem Lehrerinnenberuf widmen. Ihre Zahl ist enorm. Wir klagen in Deutschland über den Andrang des weiblichen Geschlechts zum Lehrberuf; im Verhältniß zu Amerika ist dieser Andrang gering. In den meisten öffentlichen Schulen Nordamerikas sind viel mehr Lehrerinnen als Lehrer angestellt. Manchmal ist der Leiter der Schule, der principal, ein Herr; sehr häufig aber eine Dame.

In der großen Stadt Brooklyn giebt es an den öffentlichen Schulen fast nur Lehrerinnen, und in New-York wurde in diesem Jahre neben dem männlichen, ein weiblicher Schulinspector ernannt, dem die Aufsicht über die Schulen New-Yorks anvertraut ward. Zu gleicher Zeit bemerkten die der Frauenfrage günstig gegenüberstehenden Zeitungen, ein weiblicher Schulinspector sei nicht genug für die große Stadt; die ganze Schule des Landes müsse überhaupt nur von Frauen geleitet werden, denn nur Frauen hätten Einfluß auf die wilden amerikanischen Knaben, welche nur vor der „edlen Weiblichkeit“ sich beugten. — Andere Blätter stießen Jammerlaute aus über den zunehmenden Einfluß der Frauen auf die Schule und bewiesen durch Zahlen, daß drei Viertel aller Lehrer in den Vereinigten



Staaten weiblichen Geschlechts seien, und daß daher der Verfall des einst so berühmten public-school-systems rühre. Thatsache ist, daß die öffentlichen Schulen, welche von allen Volksklassen besucht werden, außerordentlich wenig leisten und daß die Männer eine Stellung als Schullehrer nur als Uebergangsstadium benutzen.

Der frühere Präsident Cleveland war z. B. im Anfang seiner Laufbahn Lehrer; der jetzige General-Postmeister John Wanamaker unterrichtete gleichfalls eine Zeit lang, und so giebt es heute noch eine große Anzahl Politiker und Staatsmänner, die ein oder das andere Mal das kärgliche Brot des Schulmeisters gegessen haben. Denn es ist ein sehr kärgliches Brot, das Gehalt der öffentlichen Schule. Neidlos überläßt der Amerikaner dasselbe dem weiblichen Geschlecht, ohne zu bedenken, wie durch diese ausschließliche Anstellung der Frauen als Lehrerinnen dem ganzen System der Schule geschadet wird. Denn die meisten Lehrerinnen sind ungenügend und schlecht für ihren Beruf vorbereitet. Zwar giebt es einige sogenannte Seminare, auf denen ein Examen verlangt wird, aber an gründlicher Ausbildung lassen diese Anstalten unendlich viel zu wünschen übrig. Außerdem thut der politische Einfluß viel für

die Anstellung der Lehrerinnen; nach der Einführung des republikanischen Präsidenten Harrison mußten viele demokratisch gesinnte Damen abgehen und ihre Stellen wurden denjenigen gegeben, welche republikanische Fürsprache hatten. Die Politik spielt überhaupt im Leben der amerikanischen Frau eine große Rolle. Wie es Senatoren giebt, welche ihre Frauen und Töchter als Secretaire mit nach Washington nehmen, und vom Staate besolden lassen, so finden wir amerikanische Frauen im Besitz von politischen Blättern, finden sie als Rednerinnen in der Wahlschlacht, und Belva Lockwood, die Präsidentschafts=Candidatin, welche versprach, jedem Manne, der sie wählte, ein paar Strümpfe zu stricken, wird ihre Nachfolgerin haben. Diese Dame fand nur sechs Männer, denen sie ihr Versprechen einlösen konnte; aber immer mehr wird der Wunsch nach dem allgemeinen Stimmrecht unter den amerikanischen Frauen rege, und wie die Frauen in Boston es durchgesetzt, im vorigen Jahre das Schulcollegium zu wählen, so werden sie in wenig Jahren mehr erreichen, als man für möglich hält. Unterstützt werden sie von einem großen Theile der Geistlichkeit; besonders in der Temperenzfrage, die augenblicklich große Fortschritte macht; ob zum Heile Amerikas bleibe dahingestellt.

Wer aber die zündenden Reden der Vorsitzenden der Women's Christian Temperance Union gehört, wer diese, durchaus in den Grenzen edelster Weiblichkeit sich haltenden Frauen mit eigenen Augen gesehen, wer Einblick in ihre Geschäftsführung, in ihre Pläne und Bestrebungen gewonnen, der kann, mag er auch zum großen Theile mit ihren Zielen nicht einverstanden sein, dennoch niemals behaupten, die amerikanische Frau sei weiter nichts als ein Luxusgegenstand. Im Gegentheil, sie betrachtet sich selbst so wenig als das sogenannte schwächere Geschlecht, daß sie die Concurrenz mit den Männern eigentlich in jedem Fach aufnimmt.

Es giebt weibliche Rechtsanwälte, Pastoren, Aerzte und Zahnärzte. Alles, wozu ein redegewandter Mund, eine geschickte Hand gehört, schlägt in das Gebiet der Amerikanerin. Uebermäßig mag sie allerdings den Geist mit angestrengtem Forschen nicht angreifen; daher hat sie sich weder der Sprach- noch der Geschichtsforschung zugewendet. Sie ist aber erfindungsreich. Dies beweist die Statistik des Patentbureaus in Washington, wo alljährlich immer mehr weibliche Erfindungen angemeldet werden; nachdem vor fünfundzwanzig Jahren eine Frau mit einer bescheidenen Corset-Verbesserung den Anfang gemacht, war das im

Jahre 1888 zuletzt angemeldete Patent einer weiblichen Erfinderin das eines verbesserten Ackerpfluges und die Zahl der von Frauen nachgesuchten Patente betrug im Ganzen mehrere Tausend.

Hierin aber liegt, nach deutscher Ansicht, die große Schwäche der amerikanischen Frau. Ihr unruhiger Geist begnügt sich nicht mit der Stille des häuslichen Heerdes. Sie will arbeiten, aber nicht in den vier Wänden ihres Hauses, sondern draußen, mitten im Getriebe der Welt. Sie kann eine gute Hausfrau, eine zärtliche Mutter sein, dennoch aber wird sie selten im engen Familienkreise Befriedigung finden, und der Ehemann, welcher diese Anforderung an sie stellen sollte, wird sehr kühl eines besseren belehrt werden. Vielleicht ist auch dies fast männliche Streben nach Außen der Grund, daß die Amerikanerin im Ganzen sich wenig mit Handarbeiten befaßt. Sie kann wohl Fächer bemalen, Sammet oder Seide mit großen Figuren besticken, und das Zimmer geschmackvoll mit diesen Arbeiten schmücken; aber die eigentlichen Feinheiten der Handarbeit, Weiß- und Leinenstickerei, sind ihr fremd und langweilen sie. Neidlos, ja vielleicht mit geringschätzigem Achselzucken überläßt sie die wahre Kunst in Handarbeiten den Deutschen, während sie



wiederum geschmackvoll ihre Kleider und Hüte zu verfertigen weiß, und über die altmodische Deutsche den Kopf schüttelt, welche mehr Werth auf gediegenes Unterzeug, als auf ein seidenes Kleid legt. Solche Sachen, die den Stolz einer Deutschen ausmachen, sind für sie ein todtes Capital und es ist, ihrer Ansicht nach, viel angenehmer, alle paar Wochen in die Läden zu gehen, um sich Wäsche zu kaufen, als von diesem Artikel, einen Stapel voll im Schranke zu haben.

Es liegt überhaupt ein so starker Veränderungstrieb in dem amerikanischen Geschlecht, daß sie ein Halten am Alten, Hergebrachten nicht begreifen. Wie es Mode ist, alle paar Jahre sein Mobiliar zu wechseln, wie ein Haus, welches zwanzig Jahre steht, schon alt genannt wird, und wie der Umzug bei vielen Familien alle sechs Monate vorkommt, so mag auch in dieser fieberhaften Sucht nach Abwechslung der Grund der vielen Ehescheidungen liegen, welche für Amerika eine Calamität geworden. In jedem Staat der Vereinigten Staaten sind die darauf bezüglichen Gesetze verschieden; und wie z. B. in New-York ein in Gegenwart von einem Zeugen gesprochenes Wort genügt, zwei leichtsinnige Menschen zu Eheleuten zu machen, so kann in Californien ein Wort fast hinreichen, um eine Ehe wieder zu

trennen. Wie viel leichtsinnige Eheversprechen, wie viel Elend und Thränen, wie viel Processe und Verbrechen durch diese mangelhafte Ehegesetzgebung schon verschuldet sind, das predigen die statistischen Tabellen mit beredter Sprache. Und hier ist es wieder die Frau, die amerikanische Mutter, welche viel Unglück abwenden könnte, wenn sie den unbezähmbaren Freiheitstrieb ihrer Tochter etwas unterdrückte, anstatt ihn zu nähren. Aber der ganze Bildungsgang der Amerikanerin ist auf Freiheit berechnet.

Von klein auf erhält sie Unterricht in den öffentlichen Schulen, wo Knaben und Mädchen zusammen unterwiesen werden, ja, selbst in den sogenannten Hochschulen sitzen junge Mädchen und junge Herren auf einer Bank. Selbstverständlich ist der Verkehr beider Geschlechter ein äußerst ungezwungener, kameradschaftlicher; man ladet sich gegenseitig ein, macht Landpartien und Wasserfahrten, geht zusammen in's Theater, ohne daß jemals ältere Leute zu diesen Vergnügungen zugezogen würden. Ist das junge Mädchen aus der Schule getreten, was manchmal erst mit achtzehn oder neunzehn Jahren geschieht, so setzt sie den Verkehr mit ihren Kameraden fort und empfängt Abends öfters Besuch junger Herren, die ihren Eltern

ganz unbekannt sind. Mit diesen Freunden geht sie auf Bälle, besucht Gesellschaften; und wer eine solche junge Dame zu sich einladet, bittet sie, ihren „escort“ mitzubringen, da die Verhältnisse und Entfernungen es unmöglich machen, daß ein junges Mädchen allein Abends ausgeht. Selbstverständlich wechseln im Leben des Mädchens die „Freunde“. Vielleicht hat sie mit allen Schulkameraden verkehrt, ohne jemals ein wärmeres Gefühl für sie zu empfinden. Sehr häufig ist sie eine kühle Natur, die sich zu keiner Unvorsichtigkeit hinreißen läßt und im Laufe der Zeiten eine von allen Angehörigen gebilligte Ehe eingeht, oder sich einem Berufe zuwendet. Aber die mit entsetzlicher Breite geschilderten Scheidungsprocesse, deren Zahl immer noch zunimmt, beweisen uns doch, daß gerade die allerjüngsten amerikanischen Mädchen mit großer Gedankenlosigkeit Ehen eingehen, wie sie bei uns nicht möglich sind. Sechzehn und achtzen Jahre alte Kinder heirathen einander, um sich später wieder zu trennen, und in den höchsten Kreisen der Gesellschaft kommen Entführungen vor, die heute allgemeine Sensation erregen und morgen vergessen sind.

Wohl giebt es hier und dort einen empörten Vater, der seine Tochter enterbt, weil sie wider seinen

Willen heirathete, aber da das amerikanische Gesetz das einundzwanzigjährige Mädchen vollständig mündig spricht, so mündig, daß sie zu ihrer Verheirathung nicht der Einwilligung der Eltern mehr bedarf, so nützt das Enterben zuerst sehr wenig. Die Gründung eines Hausstandes ist in Amerika leichter als in Deutschland; denn wie viele Eheleute vollbringen ihr ganzes Leben in den ungemüthlichen, langweiligen Boardinghäusern, wo sie ein, höchstens zwei Zimmer bewohnen und gegen verhältnißmäßig geringes Kostgeld Alles erhalten, was zur Lebens Nahrung und Nothdurft ausreicht! Wie viele Kinder werden nicht groß in der oft zweifelhaften Atmosphäre eines solchen Kosthauses, wie viele Frauen haben nichts anderes zu thun, als zu den Mahlzeiten in den Speisesalon zu gehen und im Uebrigen sich die Zeit mit Romanlesen und Candyessen zu vertreiben! Daß mancher unruhige weibliche Geist auf die Länge die Monotonie eines solchen Lebens nicht aushält, ist oft nur zu begreiflich. Ihren eigenen Mann sieht die Frau nur Abends, wo er müde vom Geschäft heimkehrt; er ist theilnahmlos und wortkarg, vielleicht auch nicht fähig, auf ihre Interessen einzugehen. Da ergiebt sich denn halb von selbst ein angenehmerer Verkehr für die einsame Frau,



vielleicht ein anderer Mann, den sie sich einbildet zu lieben, vielleicht aber auch eine Beschäftigung, ein neues Streben nach Freiheit und ungebundenem Leben, und das Ende von Allem ist eine Scheidung.

Manche geschiedene Frau hat es in Amerika zu etwas gebracht: als Lehrerin, Schriftstellerin, Postmeisterin oder Telegraphistin, und nicht wenige haben sich dahin geäußert, daß sie sich in der Ehe zu sehr gelangweilt hätten und nun erst sich ganz glücklich fühlten, wo sie etwas thun könnten. Hierin liegt das Eingeständniß der eigenen Unruhe und Veränderungssucht, die ihren Grund darin hat, daß das häusliche Leben und die häusliche Beschäftigung in Amerika nicht so gepflegt wird wie bei uns. Wie die arme Amerikanerin niemals Dienstmädchen, sondern stets Fabrikarbeiterin und Verkäuferin wird, so hält die sogenannte gebildete Dame es für überflüssig, ihrem Hausstande, falls sie einen besitzt, ein mehr als oberflächliches Interesse zu widmen. Sie kann meistens ohne Hausstand ebenso gut leben, als mit ihm, und es kommt alle Tage vor, daß ganze Familien in's Boardinghaus ziehen und ihr eigenes Haus aufgeben, weil ihnen der „Aerger mit den Dienstboten zu viel wurde". Daß aber im Boardinghaus der Zustand, welchen wir

häusliches Behagen nennen, nicht existirt, ist zu bekannt, um weiter betont zu werden.

Daher wird auch der Blick der amerikanischen Frauen so lange nach außen schweifen, so lange die Kosthäuser dort blühen. In einigen Jahren wird es drüben noch mehr weibliche Aerzte, Beamte aller Art, ja vielleicht Congreßmitglieder geben, vielleicht werden die Amerikanerinnen den Nordpol erforschen und im Innern von Afrika, umgeben von Gefahren, als Missionarinnen kaltblütig die schwarzen Heiden zum Christenthum zu bekehren versuchen, sie werden Romane, Novellen, aber kein Kochbuch schreiben, das demjenigen der Henriette Davidis gleich käme, und sie werden auf uns Deutsche immer mit einer gewissen Verachtung herabblicken. Denn nach ihrer Ansicht sind wir zu fleißig, zu gewissenhaft in kleinen Dingen, zu häuslich und zu sparsam. Nun, wir wollen den Töchtern Amerikas neidlos ihre Vorzüge lassen, um an dem, was sie uns als Fehler anrechnen, falls wir es besitzen, standhaft festzuhalten.



Neuere Bücher und Autoren.

I.

Amélie Rives.

„Haben Sie ‚The quick or the dead?‘ gelesen?“ Diese Frage hört man so oft in Amerika, daß man unwillkürlich nach dem Buche greift. Aber im Geheimen halten doch die amerikanischen Damen jene Novelle für recht „unpassend“, sie stellen sie in ihren Bücherschrank neben ihre Zolas, von denen auch kein Mensch wissen darf, daß sie deren Inhalt recht genau kennen. Aber Zola ist ein gereifter Mann, der sich schon allerhand Freiheiten herausnehmen darf. Amélie Rives, die Verfasserin von ‚The quick or the dead?‘ ist hingegen eine junge Dame von fünfundzwanzig Jahren, die sich soeben verheirathet hat und für deren Talent es entschieden besser gewesen wäre, wenn sie nicht urplötzlich zur Berühmtheit gelangt wäre.

Nach zehn Jahren wird sie wahrscheinlich die Achseln zucken über ihr eigenes Werk; vielleicht wird sie sogar bedauern, es jemals veröffentlicht zu haben. Und dennoch wird diese Studie, wie sie selbst ihre Novelle nennt, für die amerikanische Literatur ein gewisser Markstein sein, denn nach ihr werden sich viele junge Talente bilden, denen es langweilig ist, in den ausgetretenen Spuren von Henry James und Howell zu wandeln; und daher verlohnt es vielleicht der Mühe, einen Blick auf die eigenthümliche Production zu werfen.

Schon der Titel ist absonderlich. ‚The quick or the dead?‘ Er tritt sofort mit einer Frage an uns heran. Wir können ihn genau mit „Der Lebende oder der Todte?“ übersetzen; oder auch ihn umschreiben mit den Worten: „Das Recht des Todes“. Und immer, in dem ganzen Buche kämpfen der Lebende und Todte auf Tod und Leben miteinander, bis der Todte siegt. Die Fabel ist kurz erzählt. Barbara Pomfret, eine junge schöne Witwe, kehrt nach ihrer Heimat, einem Besitzthum in Virginien zurück, um dort, wo sie mit ihrem verstorbenen Ehegemahl die Freuden des Honigmondes gekostet, nur seinem Gedächtniß zu leben. In den ersten Wochen leidet sie entsetzliche Qualen. Alles erinnert sie an den Todten. Kein Baum, keine

Blume, wächst im Garten, an der sie nicht einst mit ihrem Manne sich erfreut hätte. Sie will wieder fortreisen, doch vermag sie nicht, sich von dem Hause zu trennen, in dem sie so glücklich gewesen. Und dann kommt John Dering, der Vetter ihres verstorbenen Valentin, um sie zu besuchen. Er besitzt eine große Aehnlichkeit mit ihrem Manne, so groß, daß Barbara zuerst glaubt, seine Nähe nicht ertragen zu können. Er hat dieselben Bewegungen wie Valentin, dasselbe Lachen, dieselben Augen. Eine kurze Spanne Zeit kämpft Barbara mit ihren Gefühlen. Sie will Den, der sie an die glücklichste Zeit ihres Lebens erinnert, nicht um sich haben, sie will nicht mit ihm sprechen, sie will ihn nicht sehen. Endlich unterliegt sie dem Drängen ihres Herzens und beginnt John Dering zu lieben, so zu lieben, wie sie Valentin niemals geliebt. John selbst ist von ihren Reizen, von ihrem ganzen Wesen wie bezaubert. Er ist ein frischer, leichtlebiger Mensch, an dem Gluthhauch von Barbara's Leidenschaft entzündet sich auch die seine, und die zwei Menschen lieben sich mit einem Feuer, einer wilden Sinnlichkeit, daß der Leser anfängt für ihr Glück zu bangen. Die Nemesis bleibt nicht aus. Kurz vor ihrer Vermählung mit John Dering ist Barbara gezwungen, einige

Abendstunden in der Kirche zuzubringen, in der sie mit Valentin am Altar gestanden. Draußen tobt der Sturm, und allein steht sie in der Dunkelheit an demselben Platze, wo sie ihrem Gatten ewige Treue gelobt. Sie ist ihm nicht mehr treu geblieben, sie hat sogar seinen Trauring von ihrem Finger genommen, um ganz dem glückseligen Augenblick zu leben. Jetzt ist ihr, als stände neben ihr der Schatten Valentins und wendete sich ab von ihr. Sie sinkt nieder an den Altarstufen, fleht den Todten an, ihr nicht zu zürnen, und gelobt ihm noch einmal ewige Treue. — Ohnmächtig findet John Dering sie auf den Fliesen liegend, und als sie im eigenen Heim wieder zu sich kommt, als sie den Lebenden sieht, den sie geliebt, da gedenkt sie des Todten, dem sie zum zweiten Male den Schwur der Treue geleistet. Und wunderbar! Die Liebe zu John Dering ist aus ihrem Herzen geschwunden. Sie sagt es ihm, ohne auf seine leidenschaftlichen Klagen zu achten. Sie zeigt ihm ihren Trauring, den sie wieder am Finger trägt, und als er, der einst so geliebte Mann, sie voll Verzweiflung von sich stößt, daß der Ring zur Erde fällt, ist ihr einziges Bestreben, das Pfand wieder zu suchen. Sie hört kaum auf das, was John Dering sagt, seine Verwünschungen, seine

Flüche gleiten ungehört von ihr ab, und als er endlich sie verläßt, um nie wiederzukehren, sucht sie noch immer ihren Trauring, den sie endlich findet und an den Finger steckt, als sein Wagen vom Hofe rollt.

Dies ist der Inhalt der Novelle; unmöglich aber wiederzugeben ist die Gluth der Empfindung, die Leidenschaftlichkeit, mit der die handelnden Personen begabt sind. Es weht eine schwüle Luft in der ganzen Erzählung, und diese Schwüle ist es, welche sie in in einem gewissen Sinne unmoralisch erscheinen läßt. Wiederum aber ist es die mit großem Raffinement gezeichnete Sinnlichkeit, welche das Buch so berühmt gemacht. Die Amerikaner lesen wohl fleißig französische, in's Englische übersetzte Romane, aber in ihrem eigenen Lande sind sie die kühne Sprache Amélie Rives nicht gewohnt. Sie waren so überrascht von dieser eigenen auf amerikanischem Boden gewachsenen Pflanze, daß sie dieselbe sofort auf's Theater brachten, wo ‚The quick or the dead?' ein schnelles Ende fand.

Amélie Rives hat die Sprache sehr in der Gewalt; aber in ihrem Wunsche, Alles zu beschreiben, überstürzt sie sich manchmal und bringt Sachen hervor, die an unfreiwilliger Komik Hervorragendes leisten. Hier eine Probe. Barbara kniet am Kamin, während John

neben ihr sitzt, und sie fühlt, „wie ihr eigener Athem von Derings Kleidern wieder auf ihr Gesicht zurückkehrt!" Der Beispiele, die zum Theil hier nicht wiederzugeben sind, ließen sich noch mehr anführen; sie beweisen eben, daß Amélie Rives, trotz ihres großen Talentes, noch nicht ganz klar darüber ist, was geschmackvoll ist und was nicht. Aber, wenn nicht alle Zeichen trügen, wird sie es bald genug lernen, und dann wird vielleicht, wie schon vorhin bemerkt, die Stunde schlagen, wo sie wünscht, The quick or the dead?' noch einige Jahre in ihrem Pulte verschlossen zu haben. — Amélie Rives ist im Staate Virginia geboren. In der schönen Gegend dieses von der Natur besonders bevorzugten Landes hat sie ihr Auge geschärft, und die Beschreibungen der alten virginischen Farm, des Lebens dort sind oft geradezu begeisternd. Alle ihre Erzählungen, von denen außer der eben besprochenen Novelle „Virginia of Virginia" die bekannteste ist, spielen auf dem Boden Virginia's; ihre Beschreibungen glühen von südlicher Wärme, und ihre Heldinnen besitzen das heiße Blut der Asra, „die da sterben, wenn sie lieben!" Denn auch in „Virginia of Virginia" ist es die Liebe, welche ein armes, ungebildetes Mädchen elend macht und es einem frühen

Tode weiht. — Auch in der Tragödie hat Amélie Rives sich versucht, und zwar sind es „Herodes und Marianne“, denen sie sich bemühte, den heißen Odem ihrer eigenen Leidenschaftlichkeit einzuflößen. Es ist ihr nicht gelungen. Herodes ist als blutdürstiger, von Eifersucht geplagter Ehemann dargestellt, der in keinem einzigen Augenblick mehr ist als eine Marionette, und Marianne kann, trotz leidenschaftlicher Worte, unser Herz nicht auf die Dauer erwärmen. — Sobald Amélie Rives den Boden ihres heimatlichen Landes verläßt, erlahmen die Flügel ihrer Phantasie, wird ihr Schaffen gekünstelt und verschroben. Ihr Talent aber ist so bedeutend, daß wir von ihr noch Vieles für die Zukunft hoffen dürfen, wenn wir auch noch keine Ursache finden, sie, wie ihre Landsleute es thun, mit Emerson und mit Goethe zu vergleichen. Jedenfalls besitzt sie Genie, und dieser Besitz ist bei Weitem nicht allen Leuten eigen, die sich Dichter nennen.

II.

George W. Cable.

Es sind nun schon neun Jahre her, da erschien in New-York der Roman ‚the Grandissimes‘, welcher überall wo er gelesen ward, gerechtes Aufsehen erregte, und noch immer eines der bedeutendsten Werke der amerikanischen Erzählungskunst darstellt. Und doch wird der Verfasser von ‚the Grandissimes‘ in Deutschland gerade so unbekannt sein, wie seine Landsleute Bret Harte oder Marc Twain bekannt. Wir wissen ganz genau, wie es auf den Goldfeldern Californiens, wie es auf dem Mississippi aussieht, Dank den beiden letztgenannten Schriftstellern; aber mit George W. Cable sind nicht viele von uns in Gedanken nach Louisiana gezogen, um das Leben, wie es vor etlichen Jahrzehnten ‚down south‘ war, kennen zu lernen. Nur

Paul Lindau hat uns vor etwa 4 Jahren in „Nord und Süd" in der „Geschichte von Bras Coupé" eine Episode aus den „Grandissimes" mitgetheilt und diese kurze, ergreifende Geschichte eines Negerlebens auf der Louisianischen Pflanzung würde allein hinreichen, George W. Cable einen hervorragenden Platz in der amerikanischen Literatur anzuweisen. Ohne falsche Sentimentalität, realistisch im besten Sinne des Wortes giebt Cable uns in seinen Grandissimes eine Schilderung des Creolen-, des Neger- und des Mischlingslebens, wie es zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts in Louisiana war, und entrollt vor uns ein Bild, wie wir es uns liebenswürdiger, farbenprächtiger und — trostloser gar nicht denken können. Er bringt uns keine Schreckensscenen vor Augen, wie Mrs. Harriet Beecher-Stowe, in „Onkel Toms Hütte", die so gut verstanden hat, die Phantasie zu entzünden, daß jetzt ihre selbstgeschaffenen Gestalten sie selbst in ihrem hohen Lebensalter verfolgen und peinigen; er zeigt uns keine grausamen Pflanzer, keine gepeitschten Sclaven, sondern in Liebe, unter verhaltenen Thränen führt er uns, selbst ein Creole mit französischem Blut, die Vorurtheile, den Aberglauben, die Fehler und die rührenden Eigenschaften seiner Landsleute vor. Mit unerbittlicher

Schärfe beweist er, daß der gehaßte Yankee kommen mußte, um sein geliebtes Land aus dem Elend zu reißen, in das französische und spanische Mißverwaltung es gestürzt. — Für Deutsche ist „the Grandissimes" insofern nicht ganz bequem zu lesen, weil sehr viel Creolen- und Negerenglisch darin vorkommt, und dennoch ist das Buch für die Deutschen in ganz besonderem Maße interessant, weil der Hauptheld der ganzen Handlung, Joseph Frauenfeld, ein Deutscher ist. Er ist mit großer Liebe gezeichnet, und mancher amerikanische Schriftsteller, der sich noch heutzutage das billige Vergnügen macht, einen das Englische mißhandelnden „Dutchman" in seinem Roman eine schlechte oder komische Rolle spielen zu lassen, kann von Mr. Cable erfahren, welch guten und veredelnden Einfluß die Mehrzahl der deutschen Einwanderer auf ihre Umgebung ausgeübt hat und noch ausübt. Die Grandissimes sind ein sehr bedeutendes Buch. Die politische Lage des Südens, das Elend der Sclaverei, die Unwissenheit der regierenden Classe, alles wird leidenschaftslos geschildert wie es war und wie es noch lange blieb. Wir verstehen mehr als je, daß noch heute Hunderte von Pflanzungen in Louisiana brach liegen, daß das Elend über die Pflanzer gekommen ist, und

daß heute Tausende von Deutschen aufgefordert werden, nach dem Süden zu gehen, anstatt nach dem Westen, um Zuckerrohr und Baumwolle nach einem geordneten System zu bauen und zu ernten. Ob es gelingen wird, die deutsche Auswanderung nach den Sumpfländern des Mississippi zu leiten, ob der deutsche Colonist dem gelben Fieber widerstehen kann, wer vermag es zu sagen? Und doch ist Louisiana vielleicht das Land der Zukunft. So wenigstens denkt George Cable, der voriges Jahr in „Bonaventure“ uns eine Beschreibung des Louisianischen ländlichen Lebens gegeben, das in seiner Einfachheit und rührenden Unwissenheit uns wie ein halbes Märchen erscheint. Und dennoch ist es ein getreues Bild der in Louisiana jetzt noch herrschenden Zustände — in Louisiana, wo die Mehrzahl der Bevölkerung weder lesen noch schreiben kann. Cable ist nicht wie die anderen amerikanischen Schriftsteller. Er hat keine Vorliebe für Millionäre, und in „Bonaventure“ kommt nicht einmal ein armer Junge vor, den wir am Schluß des Buches mit einem vierspännigen Wagen und einem Hause in der fünften Avenue zu New-York glücklich und wohl aufgehoben wissen. Der Held seines Buches ist ein armer, für unsere Begriffe sehr unwissender Schullehrer, der sein

Leben lang arm und demüthig bleibt, und dennoch unendlich viel Gutes thut, weil er schon früh gelernt, „das Wort s e b s t mit einem kleinen S zu schreiben;“ wozu sein Lehrer, ein alter katholischer Priester ihn ermahnt. Cable hat sein Buch ein Pastorale in Prosa genannt: wir können nur beklagen, daß es nicht mehr Prosa-Schriftsteller giebt, die wie er, mit wenig Worten und in einfacher Darstellung ein poetisches Bild nach dem andern vor dem Leser aufsteigen lassen können. Die Kindheit Bonaventures, des verwaisten Creolenkindes, seine erste Liebe, die ihn zum Verrath seines glücklicheren Nebenbuhlers verleitet, seine grenzenlose Reue, sein Streben nach Kenntnissen, nach Selbstverleugnung ist ausgezeichnet dargestellt. „Wissen ist Macht!“ diesen Ruf trägt Bonaventure auf die Prairien Louisianas, in die Sumpfwälder des Mississippi und seine Stimme erweckt ein Echo nach dem anderen, wenn ihm auch manche Widersacher unter den einfältigen Arbeitern erwachsen, welche auf Lesen und Schreiben mit mißtrauischen Augen, als sei es Zauberei, blicken. Unter den einfachen Bauern und Waldbewohnern erscheint die Gestalt eines eminent praktischen Yankees, der selbst nichts gelernt hat, aber ein Album des allgemeinen Wissens in drei Bänden verfaßt und überall verkauft,

wie eine Carricatur, wie etwas Uebertriebenes, Unnatürliches, und doch ist Mr. Tarbox ein vorzüglich geschilderter Geschäftsmann mit einem guten Herzen, welches durch Bonaventure, dem er zuerst einen schlechten Streich hat spielen wollen, noch veredelt wird. Je weiter wir uns in das Buch vertiefen, desto anziehender werden uns Mr. Cable's Schilderungen seiner Menschen, wie der tropischen Natur; am fesselndsten ist die Geschichte des Mörders, der ungestraft und unverfolgt in den Wäldern haust und von seinem schlechten Gewissen und der Angst vor Schlangen verfolgt wird. Wie er bei einer Ueberschwemmung des Mississippi vor den Menschen flieht und endlich am Bisse einer nicht giftigen Schlange stirbt, ist mit Meisterhand geschildert, und vielleicht die schönste Episode des Buches, das in den letzten Capiteln etwas abfällt. Die amerikanische Kritik hat einstimmig George W. Cable's „Bonaventure" für eines der besten geistigen Producte Nordamerikas erklärt; wenn diese Zeilen etwas dazu beitragen könnten, seinen Büchern Eingang in Deutschland zu verschaffen, so würde ihr Zweck vollständig erfüllt sein.

Drei Memoirenwerke.

(Washburne, Sheridan, Gouverneur Morris.)



Professor Bryce, der englische Schriftsteller, nennt in seinem kürzlich erschienenen Buche ‚American commonwealth' Amerika das Land der glücklichen Einförmigkeit. Und wie in dem häuslichen Leben jedes Amerikaners eine gewisse Monotonie herrscht, so befleißigen sich auch manche Schriftsteller einer Gleichförmigkeit in ihren Ideen und Anschauungen, die man nicht immer glücklich nennen kann.

Es ist seit einiger Zeit in Amerika Mode geworden, daß jeder Politiker, der sich selbst für bedeutend hält, seine Erinnerungen schreibt und in hübscher Ausstattung drucken läßt. Seitdem die Witwe des Generals Grant sich von dem Ertrage der Memoiren ihres Mannes ein palastähnliches Haus in New-York bauen konnte, ist mancher Politiker unter die früher von ihm ver-



achteten Schriftsteller gegangen, und die Erträge seiner Feder waren erfreulicher, als die Volksversammlungen seiner staatsmännischen Laufbahn. Der Amerikaner kauft im Allgemeinen gern hübsch gebundene Bücher, und der Buchagent weiblichen Geschlechtes, welcher den Kaufmann in seine Office verfolgt, macht ebenso gute Geschäfte, wie der feingekleidete Herr, der die Damen in ihren Parlors besucht und mit großer Liebenswürdigkeit es versteht, ein großes Subscriptionswerk oder auch mehrere los zu werden. Die Bücheragenten in den Vereinigten Staaten sind viel schlimmer als die Weinreisenden bei uns; sie erreichen daher auch noch viel ausgiebiger den Zweck ihre Waare los zu werden, und wer ihr Treiben beobachtet, begreift vollständig, daß Grant's und Blaine's Memoiren und Reden in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet sind. Im Allgemeinen haben diese rasch hingeworfenen Memoiren durchaus keinen literarischen Werth. Sie sind zu persönlich, zu objectiv gehalten, ihr Verfasser hat noch nicht die Ruhe gefunden, die Dinge von einer gewissen Höhe aus zu beurtheilen; er will hier nicht beleidigen, dort nicht anstoßen, und sein Werk wird gerade so einförmig, wie das ganze amerikanische Leben. Und von dieser Monotonie wird man sowohl Washburne

wie Sheridan nicht freisprechen können, obwohl beide Verfasser Männer waren, die wohl hätten etwas erzählen können, was dem unbefangen urtheilenden Leser nicht als einförmig erschienen wäre, Washburne, der amerikanische Staatsmann, der als Gesandter in Paris die Belagerung 1870—71 und die Commune erlebte, und Philipp Sheridan, dessen Leben eine Kette von Kriegen und Abenteuern aller Art bildete, von denen einige wenige schon hinreichen würden, einen Romanschriftsteller für Lebenszeit mit Stoffen zu versorgen.

Aber gerade der berühmte Reitergeneral erzählt langweilig, und man merkt es seinem ganzen Buche an, daß der „alte Phil", wie seine Soldaten ihn nannten, viel lieber in den wasserarmen Territorien des Südwestens hinter den Indianern herpürschte, als daß er am Schreibtische saß und versuchte, sich seines vielbewegten Lebens zu erinnern. Er hat auch das Gefühl, daß viele Leute ihm seine Schriftstellerei gar nicht zutrauen würden, und so versichert er uns in der Vorrede ganz treuherzig, daß er diese Memoiren selbst geschrieben. Wir glauben es ihm von ganzem Herzen, und wenn er hinzusetzt, daß er diese Arbeit für seine Kinder gemacht, so wollen wir hoffen, daß der Ertrag seiner Mühe, eine hübsche Summe blanker Dollars,

nicht ausbleiben möge. Inzwischen ist der alte Phil zum letzten Appell gerufen worden und auch Washburne weilt nicht mehr unter den Lebenden. Hätten sie Beide geschrieben, wie es ihnen um's Herz gewesen, so würden ihre Bücher nach siebzig Jahren noch denselben Werth besitzen, wie die Aufzeichnungen eines Dritten, welche jetzt erst veröffentlicht werden, nachdem ihr Verfasser, Gouverneur Morris, schon 1816 gestorben.

Dieser letztere, auch ein Mann der Oeffentlichkeit, hat vielleicht niemals daran gedacht, sein Tagebuch veröffentlichen zu lassen. Er hat sich gegeben, wie er war, und wenn diese Unbefangenheit auf seinen Charakter auch nicht immer ein schmeichelhaftes Licht wirft, so verleiht sie seinem Buche eine Frische und Ursprünglichkeit, die nichts von jener Einförmigkeit hat, welche die Aufzeichnungen der Männer von heute auf die Länge so reizlos macht. Gouverneur Morris, ein Kaufmann, der sich hier bereits mit Politik beschäftigt hatte, geht im Jahre 1789 nach Paris, um, wie er offen eingesteht, ein wenig „den Barbaren abzureiben!“ Er erlebt dort die Revolution, die Tage des Schreckens, er verkehrt in den eleganten Kreisen der französischen Hauptstadt und thut einen tiefen Einblick in die dortigen socialen Verhältnisse. Zum amerikanischen Gesandten

bei Hofe in dem Augenblick ernannt, wo es fast keinen Hof mehr giebt, hat er Gelegenheit, vielen unglücklichen Menschen Dienste zu erweisen. Später reist er in Deutschland, Oesterreich, England, um endlich des Erlebten voll in sein Vaterland zurückzukehren und hier noch eine Correspondenz mit Frau von Staël und Philipp von Orleans, dem späteren Bürgerkönig, fortzusetzen. Morris war viel mehr Lebemann als Politiker, seine Aufzeichnungen haben mehr culturhistorischen als geschichtlichen Werth; dennoch sind sie sehr fesselnd und werden für manchen Forscher eine interessante Quelle bilden.

Für die Deutschen sind Morris', Washburne's und Sheridan's Bücher schon deswegen interessant, weil sie alle drei mit Deutschland sich beschäftigen. Des amerikanischen Gesandten Erinnerungen aus Paris 1870—71 wären überhaupt wohl kaum geschrieben, wenn Deutschland und Frankreich nicht Krieg geführt hätten, und wenn die amerikanischen Blätter für Sheridan's Memoiren Reclame machen wollen, dann drucken sie seine Beschreibung der Schlacht von Gravelotte ab, deren Zuschauer er im Gefolge des Königs Wilhelm sein durfte. Das Interessanteste aber in Washburne's Buch sind die Briefe unsers großen ersten Kanzlers an

den Gesandten, der zur Zeit des Krieges sich der verlassenen Deutschen in Paris mit lobenswerthem Eifer annahm, nachdem die preußische Regierung gleich zuerst ihm eine namhafte Summe zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt hatte. Die Franzosen haben immer eine große Vorliebe für das Sternenbanner gehabt, und so konnte Washburne es wagen, dieses für jeden andern so gefährliche Protectorat der Deutschen zu übernehmen. Die Regierung in Washington war übrigens auch die erste, welche die neue französische Republik anerkannte, und zum Dank für diese Sympathie erhielt Mr. Washburne am 8. September eine Deputation französischer Bürger, welche ihm eine Adresse überreichte. Es war eine schwere Aufgabe, die dem würdigen Amerikaner zugefallen: sein republikanisches Herz schlug für die Franzosen, und dennoch suchte er die Interessen der Deutschen nach besten Kräften zu vertreten, wofür ihm die preußische Regierung wieder große, einzig in ihrer Art dastehende Vortheile verlieh. Alle Personen, denen der amerikanische Gesandte einen Paß ausgestellt, durften z. B. ungehindert die preußischen Vorposten passiren und als kein Mensch mehr in dem belagerten Paris Briefe und Zeitungen erhielt, ward nur der Briefsack Mr. Washburne's von den

preußischen Vorposten den Franzosen zugestellt. Kein Wunder, daß sein Bureau von Tausenden von Menschen besucht wird und daß er endlich an seinen Collegen in London, der ihm die Nachrichten schickt, schreibt: „Senden Sie mir keine Zeitungen mehr, sondern nur die Ausschnitte, Nachrichten aus den Vereinigten Staaten betreffend. Unter zwei Millionen Menschen der einzige zu sein, welcher Zeitungen erhält, ist nicht mehr auszuhalten." Viele Ungelegenheiten bereiten dem Gesandten auch seine amerikanischen Landsleute. Schon vor dem Kriege klagt er über sie. „Wenn sie durch eigene Dummheit Unannehmlichkeiten in der Fremde erleben, verlangen sie eigentlich gleich, daß unsere Regierung ihretwegen einen Krieg anfangen soll". Und auf seine schönen Landsmänninnen, die vornehme Ausländer geheiratet, ist er auch nicht gut zu sprechen. „Wenn sie es irgend vermeiden können, verkehren sie nie mehr mit Amerikanern!" bemerkt er und gedenkt gewiß bei diesem Satze seiner heimatlichen Zeitungen, die jeder Heirath eines europäischen Grafen oder Barons mit einer Amerikanerin wenigstens einen Leitartikel widmen, dessen triumphirender Schlußsatz immer dahin lautet, daß Amerikas Einfluß in Europa beständig größer würde.

Mit den amerikanischen Pässen durch das deutsche Heer macht Washburne gleichfalls seine Erfahrungen. Wie z. B. der Abenteurer O. Sullivan sich von Washburne eine Empfehlung an das deutsche Hauptquartier in Versailles geben läßt und von Bismarck die Bemerkung einsteckt: „Es passiren mir oft sonderbare Dinge: Nachmittags mache ich die Bekanntschaft eines angenehmen Herrn und Abends muß ich ihn ausweisen." Mr. O. Sullivan merkte erst später durch die Ausweisung, daß ihm diese Bemerkung gegolten. Auch in den Briefsack des Gesandten schmuggelten sich Nachrichten, die nicht nach Paris kommen sollen, und als Bismarck dies erfährt, beklagt er sich bei Mr. Washburne und stellt ihm in Aussicht, daß er keinen Briefbeutel von London aus mehr bekommen dürfte. Die Antwort des Amerikaners auf den Brief des zornigen Deutschen ist sehr charakteristisch und gut geschrieben. Er zeigt dem Kanzler nicht allein, daß er an den unliebsamen Vorkommnissen, den ominösen Briefbeutel betreffend, unschuldig sei, sondern stellt sich ganz auf den Standpunkt des freien, nur seiner Regierung verantwortlichen Mannes und bemerkt zum Schluß, daß er täglich wegen seiner preußischen Sympathien von der französischen Presse so heftig ange-

griffen würde, daß kürzlich ein Club den Vorschlag gemacht, ihn, der sich der deutschen Unterthanen so warm angenommen, zu hängen. Mr. Washburne kann sich nicht enthalten hinzuzusetzen, daß dies allerdings in den trostlosen Tagen der Belagerung eine recht angenehme Abwechslung für die Pariser sein würde. Sein energischer Brief wurde von unserem Kanzler mit großer Liebenswürdigkeit beantwortet, und von diesem Augenblick herrschte wieder das beste Einvernehmen zwischen dem Vertreter der Vereinigten Staaten und der deutschen Verwaltung.

Washburne sollte noch viel erleben, ehe er seinen Posten in Paris aufgab. Auf das Kaiserreich folgte die Republik, auf die Republik die Commune, und während die letztere in Paris regierte und die republikanische Regierung in Versailles tagte, verkehrte der amerikanische Gesandte mit beiden Mächten. Er wohnte unter der rothen Fahne; er verkehrte mit Thiers wie mit Cluseret, Rigault, Pyat, er besuchte den ehrwürdigen Erzbischof von Paris, Msgr. Darboy im Gefängniß und konnte ihn nicht retten! Was bedeutete neben diesen Schrecknissen der Einzug der Deutschen in Paris, dem der Gesandte mit Furcht entgegengesehen hatte. „Den 1. März 1871 um 9 Uhr Vor-

mittags, ritten drei blaue Husaren durch das Thor Maillot . . . sie sahen sich vorsichtig um und ritten langsam die Straße hinunter, auf der zu dieser Stunde sich nur wenig Menschen befanden. Bald kamen mehr Husaren, und ihre Zahl nahm jede Minute zu. Es hatte sich eine Menge gesammelt, welche die Deutschen mit Zischen und Beleidigungen empfing, worauf ein Teil der Husaren Halt machte und mit großer Langsamkeit die Waffen lud, was zur Folge hatte, daß der aus Knaben und Vagabonden bestehende Haufen auseinanderlief. Die Franzosen hatten sich vorgenommen, ihre Läden und Speisewirtschaften zu schließen; Niemand wollte mit den Preußen sprechen, aber vor den Champs Elysées befand sich schon um halb zehn eine große neugierige Menge, und vor dem Industriepalaste, wo der größte Theil der Soldaten Halt machte, zählte ich fünfundzwanzig Franzosen, Männer, Frauen und Kinder, in der freundlichsten Unterhaltung mit den deutschen Soldaten begriffen." Washburne hatte sich bestrebt, seiner Stellung gemäß neutral zu empfinden, und seine Vorliebe für die Franzosen für sich zu behalten. Dies ist der Fehler seines Buches: es wird eintönig und farblos, und wer in vollem Eifer den ersten Band seiner Erinnerungen begonnen, wird den zweiten und

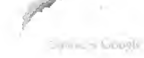
letzten mit einem Gefühl der Erleichterung aus der Hand legen. Er ist zu neutral gehalten, um wärmere Empfindungen zu erregen, und wenn es auch schön für Mr. Washburne gewesen sein mag, in seinem amerikanischen Parlor die Bilder von Kaiser Wilhelm I., Bismarck, Gambetta und Thiers aufhängen zu können, die alle vier für ihn sich haben malen lassen, so bedingt diese Neutralität eine gewisse Meinungslosigkeit, die ihre Schattenseiten hat. Dennoch ist Washburne's Buch, besonders der erste Theil, sehr lesenswerth und literarisch ungleich bedeutender als die Memoiren Sheridans.

Es mag recht sein, daß eine englische Kritik bemerkt, die Aufzeichnungen des tapferen Generals seien für einen Cavalleristen sehr lesenswerth. Aber da es in Amerika auch noch andere Leute als Cavalleristen giebt, hätte Sheridan ebenfalls für diese schreiben können, wenn es in seiner Macht gelegen. Er vermochte es aber nicht. Vor die Nothwendigkeit gestellt, sein ereignißreiches Leben aufzuzeichnen, ist der tapfere General trocken und einförmig geworden. Den Hauptinhalt seiner Memoiren bildet selbstverständlich der Secessionskrieg, über den in den Vereinigten Staaten jedes Jahr dicke Bücher geschrieben werden. Im Anfang

und Ende seiner militärischen Laufbahn sind es die verschiedenen Indianerkämpfe, welche ihn beschäftigen und wer sich vorstellt, wie die Grenzbewohner und Ansiedler in den westlichen Territorien von der Grausamkeit und Hinterlist der Rothhäute zu leiden hatten, der kann es den Soldaten kaum verdenken, wenn sie Gleiches mit Gleichem vergelten. Für uns Deutsche ist die Beschreibung der Schlachten von Gravelotte und von Sedan sehr interessant. Dieselbe ist schon in verschiedenen Blättern erschienen, und das Urtheil der Sachverständigen über diese Darstellung wird nicht ausbleiben. Daß der alte Phil scharfe Augen hatte und ein eben so gutes Urtheil, wird ihm kein Mensch absprechen können. Er, der seine Soldaten selbst zum Siege geführt, durfte wohl sagen, daß unter denselben Umständen seine Amerikaner eben so gut gefochten haben würden, als die Deutschen. Er erwähnt die schönen Wege, die dichte Bevölkerung, die reichen Hilfsquellen Frankreichs und wirft zuletzt die Frage auf, wie die Deutschen sich wohl benommen haben würden in den grundlosen Sümpfen Virginiens und in den wasserarmen Wildnissen des Westens. Aber er hat eine offene, treuherzige Liebe für die Deutschen. Er freut sich ihrer Siege, ihres ritterlichen Königs;

er empfindet Scheu und Ehrfurcht vor Moltke und ist glücklich, daß Bismarck mit ihm Kirschwasser trinkt. Der alte Phil war kein Temperenzler, und jedesmal, wenn er mit dem Grafen Bismarck trinken durfte, hat sich dieses Ereigniß unauslöschlich seiner Seele eingeprägt. Ihm ist unser König der ideale Soldat mit den liebenswürdigsten, höflichsten Manieren; Bismarck nennt er einen Riesen an Geist und Körper, der sich am jugendlichsten über die Einheit des Deutschen Reiches freut: auf Moltke aber haben die Siege äußerlich keinen Eindruck gemacht. „Er besitzt nicht den leisesten Anflug von Stolz über sein großes Werk!" schreibt er, „und man bemerkt gar nicht seine große Begabung!"

Sheridan hat nicht den ganzen Feldzug gegen Frankreich mitgemacht. Im October verließ er das deutsche Heer, um eine Reise nach Italien, Griechenland und der Türkei zu machen, und kehrte erst wieder nach Frankreich zurück, als der Einzug der Preußen in Paris erfolgte. Hier macht er dieselbe Bemerkung wie Washburne, daß die Franzosen trotz ihrer feindlichen Gefühle gegen die Deutschen alsbald mit ihnen ganz heiter verkehrten. — Mit dem Ende des deutsch-französischen Krieges enden auch General Sheridans



Memoiren, und es berührt eigentümlich, wenn man liest, welch ehrenhafter Empfang dem Reiterführer im deutschen Heerlager zu Theil ward, der seine Laufbahn damit begann, Heringe und Pflaumen in einem Krämerladen zu verkaufen. Hätte der General auch noch die Kunst der Darstellung besessen, so wäre sein Buch ungemein anziehend geworden, während es jetzt nur bruchstückweise gelesen werden wird. — Wie alle Amerikaner, so hält auch Sheridan sich verpflichtet, sein Buch mit einem großen Lobesworte für sein Vaterland zu beenden. „Ich sah in der Fremde viel Interessantes; dennoch kehrte ich zurück in das Land meiner Geburt mit einer noch größeren Liebe für dasselbe und mit erhöhter Bewunderung für seine Einrichtungen!" Daß er zu verschiedenen Malen in seinen Aufzeichnungen über die Regierung seines Vaterlandes sich bitter beklagt, und Manches erzählt, das ein sonderbares Licht auf die bewunderten Einrichtungen wirft, hat Sheridan natürlich vergessen. Es thut auch nichts; der Vollblutamerikaner sieht sehr häufig die Schattenseiten seines Landes ein; dennoch unterläßt er niemals, sobald er an die Oeffentlichkeit tritt, einen Jubelhymnus auf Amerika zu singen. Er weiß auch wohl, weshalb er das thut: ohne diese Redewendung

würde die Gunst des Publikums und mit ihr jeder Erfolg ausbleiben. — Weshalb aber hätte Sheridan sich an den Schreibtisch anstatt an die Lagerfeuer seiner Reiter gesetzt, wenn er nicht den praktischen Erfolg seiner Memoiren im Auge gehabt!

Von ihm, dem braven, aber nicht übermäßig unterhaltenden Soldaten bis zum Gouverneur Morris ist ein langer Schritt. Er führt uns aus dem neunzehnten Jahrhundert zurück nach dem achtzehnten, in die Zeit der französischen Revolution. (Diary of Governor Morris. New-York 1889.) Morris, ein begabter Politiker und Staatsmann, Freund von Washington und eifriger Vorkämpfer für die Freiheit Nordamerikas, begab sich 1787 nach Paris wichtiger Handelsinteressen wegen. Durch Empfehlungsbriefe in die beste Gesellschaft der Seinestadt eingeführt, gelingt es dem klugen Amerikaner sehr bald, überall eine bevorzugte Stellung einzunehmen. Er verkehrt bei Lafayette, Necker, Frau von Staël, der Herzogin von Orleans, und die Freundin Talleyrands, Frau von Flahaut, wird so sehr die seine, daß zwischen dem damaligen Abbé von Périgord und Morris manchmal eine leichte Entfremdung eintritt. Gouverneur Morris war ein halber Quäker gewesen, in Paris jedoch dichtete er feurige

Liebeslieder, philosophirte über Gefühle und wohnte der Toilette seiner vielen schönen Freundinnen bei, die es gewohnt waren, in ihren Ankleidezimmern den Besuch ihrer Verehrer zu empfangen. Hier und dort taucht auch ein Ehemann auf, der jedoch zu höflich ist, um sich in den Vordergrund zu stellen. In den Salons, in den Boudoirs, auf Spaziergängen und Wasserfahrten wird viel philosophirt. Man spricht von Liebe, von der Bestimmung der Menschen, von der Unsterblichkeit. Man redet auch von der Politik, und man schwärmt für die Natur. — Gelegentlich lacht man über den König, verleumdet Marie Antoinette und findet, daß die Straßen von Paris unruhig werden. Aber man läßt sich die Laune durch das dumme Volk nicht verderben, man geht in die Oper, in's Ballet, und man spricht nebenher von einer besseren Verfassung. Es ist ein Tagebuch, das Mr. Morris in den Jahren 1789—1798 geführt, und dasselbe zeigt uns mit unerbittlicher Schärfe, wie grenzenlos frivol und leichtsinnig die Gesellschaft in Frankreich war, welche sich die klügste und geistreichste der Welt dünkte. Und er, der nüchtern denkende Republikaner, dessen Sympathie naturgemäß den unterdrückten Volksklassen sich zuwenden mußte, wird von dieser Frivolität vollständig

angesteckt. Seine Eitelkeit erfreut sich an dem Gedanken, daß die Vornehmen der Welt ihn als ihres Gleichen betrachten, und er bemüht sich, es ihnen gleich zu thun an Frivolität und Gleichgiltigkeit gegen die immer größer werdeude Gefahr.

Aber gerade dieser Wiederschein der Pariser Gesellschaft in dem Tagebuche Morris' macht dieses zu einem ungemein interessanten. Da ist keine Beschönigung loser Sitten, keine empörte Tugend; Morris nahm das Leben, wie es sich ihm darbot, und zeichnete es auf, wie es war, sich in die Verhältnisse findend, so gut er es vermochte. Er kam auch mit seiner Gewandtheit, seiner Philosophie, seinen Handelsplänen und seiner Politik so weit, daß er kurz vor dem Zusammenbruch des Königthum zum amerikanischen Gesandten beim Hofe ernannt ward und so Gelegenheit fand, auch noch Ludwig und seine unglückliche Gemahlin kennen zu lernen. Vorher schon hatte er dem König durch Andere einige Rathschläge geben lassen, von denen später nicht mehr viel die Rede ist. — Wie die Zerstörung der Bastille von den Parisern aufgenommen ward, ersehen wir aus Morris, der diese That „wirklich außergewöhnlich" nannte und an demselben Tage für Frau von Flahauts Mann ein



sentimentales Gedicht machte und des außergewöhnlichen Ereignisses durchaus nicht mehr gedachte. Später läßt er sich allerdings einen Begleitschein von Lafayette geben, um in Begleitung seiner Freundin, Frau von Flahaut, und Anderen, die Ueberreste des alten Schlosses zu besuchen, „welche sehr übel riechen!" Zur Erholung an demselben Tage ein tête-à-tête mit Frau von Flahaut, das bedeutend ausführlicher beschrieben wird, als alle politischen Ereignisse der damaligen Zeit. Und so geht es weiter. Mittags-Gesellschaften, Opern, Liebschaften wechseln ab mit Recepten von Schildkröten-suppen, Gedichten und Bemerkungen über das „schreck-liche" Volk, welches manchmal unangenehm wird. So z. B. sieht Morris, nachdem er eben ein gutes Diner und Kaffee eingenommen, den Kopf Foulons durch die Straßen tragen, was in diesem Augenblick gewiß doppelt fatal ist und doch den Amerikaner nicht ver-hinderte, gleich darnach eine „sentimentale" Unter-handlung mit Frau von Flahaut zu haben.

Allmählich wird die Sachlage immer kritischer. Opern und Ballets haben ein Ende, die Hinrichtungen mehren sich, und der König wird mit seiner Familie in den Temple gebracht. Die geistreiche Gesellschaft zerstäubt nach allen Windrichtungen, und nur Morris

bleibt in Paris, erlebt die Hinrichtung des Königs, der Königin und die Regierung des Schreckens. Ihm ergeht es noch einigermaßen, nur einmal klagt er über Unbill, und während die Köpfe der Aristokraten fallen, kauft er sich beim Krämer echten alten Ungarwein aus den königlichen Kellern, das Liter für 1 Reichsmark. Aber sein Herz ist bei den Emigranten, und als der Boden in Paris allmählich mit Blut durchzogen wird, eilt er davon, um in England und Deutschland jene Menschen wieder aufzusuchen, deren Umgang ihm zum Lebensbedürfniß geworden. Frau von Flahaut ist in Altona und dreimal sucht Morris sie dort auf, um in Hamburg und den umliegenden Ortschaften mit Hunderten von vornehmen Franzosen zu verkehren. Herr Isaak Parish, Herr Godefroy erweisen ihm viele Freundlichkeiten, und in Nienstedten in den schönen Landhäusern der genannten Herren ist manche frohe Vereinigung, bei denen die Wenigsten sich der kommenden schweren Jahre bewußt sind. Auch in Holstein ist Morris und besucht auf Wittmoldt bei Plön Frau von Tessé, deren Schwager Lafayette von den Oesterreichern gefangen gehalten wird, bis er vorläufig in Poppenbüttel eine Heimstätte findet. — Aber der unruhige Amerikaner bleibt nicht lange in einem Orte. Die Höfe

von Berlin, Wien, Dresden, München, Braunschweig werden von ihm besucht; überall findet er freundliche Aufnahme, überall findet er Pariser Freunde, und überall knüpft er, wenn nur irgend möglich, ein zartes Liebesverhältniß an, ohne jedoch der hohen Politik zu vergessen, und an jedem Orte zu zeigen, daß er einen klaren Blick, eine gesunde Einsicht besitzt und daß er eine ungewöhnliche Personenkenntniß sich erworben. Seine Berichte über die deutschen Höfe sind sehr lesenswerth, und es ist nur zu bedauern, daß manches Erlebniß, dessen er hier und dort gedenkt, nicht den Weg in sein Tagebuch gefunden oder von der Herausgeberin unterdrückt worden ist. — Von Bonaparte hatte Morris eine äußerst schlechte Meinung: daß er dieselbe an allen deutschen Höfen verbreitete, war selbstverständlich, und hierdurch wiegte er manchen Fürsten und Feldherrn in eine gewisse Sicherheit, aus der sie später nur zu grausam erweckt wurden. Da aber befand Morris sich bereits wieder in Amerika, das er von Hamburg aus am Ende des Jahres 1798 nach zweimonatlicher entsetzlicher Seereise wieder erreichte, um sich vorläufig ganz den Interessen seiner Farm in Morrisania zu widmen, bis er zum Senator erwählt ward.

Die Zustände des eben zur Bundeshauptstadt er-

wählten Washington waren damals noch fast urweltlich: wer seine Zimmer geheizt haben wollte, mußte sich das Holz dazu im benachbarten Urwalde selbst schlagen, und der verwöhnte Morris konnte ein etwas satirisches Klagelied an eine seiner vonehmen Freundinnen, die Prinzessin von Thurn und Taxis, nach Regensburg schreiben. Er spricht es niemals aus, aber in der eifrigen Correspondenz mit dem Herzog von Montrose, dem Grafen Woronzow-Hamilton, James Parish und vielen Damen in Europa liegt ein gewisses Heimweh nach den Freuden der großen Welt, welche das halbcivilisirte, puritanische Amerika nicht bieten konnte. Selbstverständlich aber lobt er sein Vaterland nach allen Seiten und prophezeit ihm eine große Zukunft, eine Prophezeiung, die bei den immensen Hülfsquellen der Vereinigten Staaten nicht eben schwer zu machen war. Es würde zu weit führen, auf alle Einzelheiten des Morris'schen Buches einzugehen. Diese Zeilen sollen nur dazu dienen, die Aufmerksamkeit Derjenigen, denen die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts interessant sind, auf Gouverneur Morris hinzulenken. Und mancher, der jetzt den forschenden Blick nach Paris lenkt, wird des klugen Amerikaners gedenken, der vor genau hundert Jahren von den Franzosen schrieb:



„Die Unbeständigkeit ist mit dem Blute, Knochenmark und jeder Fiber dieses Volkes verknüpft. Ein Mann von hohem Rang und wichtigster Stellung kann heute über Dasjenige spotten, was er gestern mit dem Brustton der Ueberzeugung betheuerte, uud jeder findet, daß er ganz natürlich gehandelt." — Dem Chevalier d' Orleans, späterem König Louis Philippe, bewies Morris seine Freundschaft, als dieser in Amerika war, und als die Bourbonen den Thron ihrer Väter wieder 1815 bestiegen, hielt der alternde Staatsmann eine Rede ihnen zu Ehren. Es war nicht lange vor seinem Tode, der 1816 in Morrisania erfolgte.

Die Schule in den Vereinigten Staaten.



Sehr häufig begegnet dem Deutschen in Amerika die Frage: „Haben Sie in Ihrer Heimat auch so gute Schulen wie hier?" Und es gehört ein gewisser Gleichmuth dazu, dem aufhorchenden Bruder Jonathan zum zwanzigsten Male von unseren Gymnasien, Töchterschulen, Seminaren, von dem vorgeschriebenen Studiengang eines deutschen Unterthanen zu berichten. Denn am Ende besagter Auseinandersetzung wird der Amerikaner, einerlei welchen Geschlechtes, eigentlich immer in die Worte ausbrechen: „Das ist alles ja wunderschön, aber das System der öffenlichen Schulen kennen Sie nicht in Deutschland, und das ist einzig in seiner Art! (something wonderful!)". Einzig in seiner Art ist allerdings das sogenannte public schoolsystem; und es hat eine gewisse ruhmvolle Geschichte hinter

sich. In dem Lande der Freiheit und Gleichheit sollte ein jeder, reich oder arm, dieselbe Schulbank drücken, dasselbe lernen, die gleichen Gedanken einsaugen. Die öffentliche Schule ist für alle da: sie macht keinen Standesunterschied; für sie giebt es keine verschiedenen Geschlechter, und das, was dem verwöhnten Millionärssohn geboten wird, ist gerade gut genug für den Sohn des ärmsten Mannes. So die Theorie, welche, wie so manches in Amerika, etwas Blendendes hat; wie aber steht es mit der Praxis? Ist es wirklich ausführbar, daß alle Kinder der Vereinigten Staaten, Deutsche, Irländer, Italiener, Aethiopier und Rothhäute, in dasselbe System hineingezwängt werden, daß sie alle dasselbe lernen und in einem bestimmten Alter in dieselbe Klasse kommen?

Werfen wir einen Blick in eine der größten öffentlichen Schulen New-Yorks. Wir fangen in dem primary department (Elementarschule) an und werden von der Vorsteherin desselben, der principal mit großer Freundlichkeit empfangen. Die Dame, eine ältliche Witwe, zeigt uns mit großem Stolz ihre Klassen, an denen uns die engen Räume, die wenigen Fenster auffallen, und sie ist eifrig bestrebt, die Kenntnisse ihrer Schüler und Schülerinnen in ein glänzendes Licht zu

stellen. Ueberall sitzen Knaben und Mädchen zusammen; in jeder Klasse unterrichtet eine freundliche Lehrerin; überall werden uns willig die Schreibtafeln, die Bücher gezeigt; höflich aufstehend, beantwortet jedes Kind die an dasselbe gestellte Frage: nirgendwo ein Köpfezusammenstecken, Lachen über die fremden, völlig unerwarteten Besucher, so daß der Eindruck, den sämmtliche Klassen machen, ein ausgezeichneter ist.

Die meisten Kinder in den Elementarklassen sind 11 bis 14 Jahre alt; den meisten sieht man an, daß ihre Eltern arm sind. Hier und dort taucht ein wolliger Kopf in der Menge auf; aber auch das Kind Afrikas sitzt unbeweglich, und nur seinen Augen sieht man's an, daß es für die Abwechslung, welche der fremde Besuch der Klasse bringt, nicht unempfindlich ist. — Während wir langsam umherwandern und uns über die kahlen, häßlichen Wände der Schulzimmer, an denen kein Bild hängt, wundern, erhalten wir von der Prinzipalin einige Erläuterungen. „In meiner Elementarschule werden eigentlich nur die Kinder der ärmeren Klassen unterrichtet. Sie lernen buchstabiren, schreiben, lesen, Geschichte, Geographie, Mathematik, Astronomie und Farbenlehre. Von der Elementarschule kommen sie in die grammarschool. Die meisten von ihnen gehen aber vor-

her ab!" Wir kannten schon zu gut die amerikanisch-englische Angewohnheit, für kleine Dinge große Namen zu gebrauchen, um uns über die Astronomie, noch über Mathematik und Farbenlehre zu verwundern. Hatten wir doch eben gehört, daß ein sehr guter „Mathematiker", ein Junge von etwa fünfzehn Jahren, mit dem kleinen Einmaleins auf recht gespanntem Fuße stand, daß ein gleichaltriges Mädchen sich nicht ganz klar war, ob die Sonne größer sei als der Mond. Die „Farbenlehre" aber bestand aus Wollbällchen der verschiedensten Farben und diente dazu, den allerkleinsten und allerdümmsten den Unterschied von roth und grün beizubringen. — In der ein Stockwerk höher belegenen grammarschool sind die Kinder besser gekleidet und scheinen wohlhabenderen Eltern anzugehören. Die Disciplin ist dieselbe und der Unterricht steht natürlich auf höherer Stufe, hier darf man sich nicht über die Ausdrücke Geologie, Geometrie, Botanik wundern. Hier werden Gedichte declamirt, Fragen über Washington beantwortet, und bei dem Kapitel Zoologie erfahren wir, daß die Katze vier Beine und einen Schwanz hat.

Fremde Sprachen werden in der grammarschool nicht gelehrt: in der Hochschule (highschool) kann der Schüler Latein, Deutsch oder Französisch lernen. In

der Hochschule ist das durchschnittliche Alter 17 bis 21 Jahre. Hier lernen die jungen Herren und Damen zusammen ihre griechische und römische Geschichte; hier wird wirklich etwas Astronomie, etwas Mathematik, etwas Botanik gelehrt — hier ist der Prinzipal ein Herr, dem einige Lehrer zur Seite stehen, und wer die Klassen dieser Schule noch durchmacht, hat nach Ansicht seiner amerikanischen Eltern unglaublich viel gelernt, d. h. er hat eine Ahnung von unendlich vielen Dingen und dennoch sehr mangelhafte Kenntnisse. Von irgend einer gründlichen Behandlung der wissenswerthesten Kenntnisse ist nirgendwo die Rede. Das einzige was gründlich gelernt wird, ist das Buchstabiren. Spelling ist die Hauptfertigkeit und der Hauptstolz einer Elementarschule, und hier giebt es schwere Worte, die mit staunenswerther Geschwindigkeit herabgeschnurrt werden. Aber das Buchstabiren ist eine rein mechanische Uebung, die unendlich viele Zeit zum Einpauken erfordert und für die Kinder später keinen praktischen Werth hat. Es giebt sehr viele Amerikaner, die sich zu den Gebildeten ihres Volkes zählen und denen die öffentliche Schule doch kein richtiges Englisch beigebracht hat. Das augenblickliche System der öffentlichen Schulen ist total veraltet, und dies sehen die gebildeteren Amerikaner auch

ein. Trotz des lauten Lobes über die vorzüglichen Leistungen der öffentlichen Schulen ist Amerika das Land der Privatschulen.

Ueberall schießen sie auf, und es giebt keine größere Stadt der Vereinigten Staaten, wo nicht wenigstens eine, öfters mehrere Privatschulen blühen, wo Privatlehrer aller Nationen und Confessionen ihren Lebenserwerb suchen. In New-York giebt es eine solche Menge von Privatschulen und Privatlehrern, daß das Angebot die Nachfrage weit übersteigt. Dem reicheren Amerikaner ist die öffentliche Schule für seine Kinder längst nicht vornehm genug. Er will sagen können, daß seine Sprößlinge alles verstehen und alles gelernt haben; er will seinen Sohn in der kleidsamen Turner-Uniform der eleganten Schulen sehen, und seine Tochter soll jenes Lyceum besuchen, das ein eigenes Theater besitzt und im Winter für die oberen Zehntausend Vorstellungen im Kostüm Ludwig XIV. giebt. Es soll in der Zeitung stehen, daß die zehnjährige Miß Lily X. als Prinz Charmant oder als griechische Statue entzückend ausgesehen habe, und daß der fünfzehnjährige Mr. Bob den Cherub so natürlich dargestellt, daß er geradeswegs in den Himmel hätte fliegen können. — Und so überbieten sich denn die vornehmsten Privat-

schulen in New-York und andern großen Städten in krampfhaften Bemühungen, ihre reichen Zöglinge zu amüsiren und ihnen die schlimme Lernzeit so angenehm wie möglich zu machen. Theatervorstellungen, lebende Bilder, Declamationen, Concerte wechseln miteinander ab; und wer seine Schüler am besten unterhalten kann, hat am meisten Zuspruch. Strafen giebt es in den Privatschulen nicht. Das ermahnende Wort: „Ich hoffe, Sie benehmen sich wie ein Gentleman, wie eine Dame" soll Zauberwirkung üben. Leider giebt es noch immer verhärtete Gemüther unter den kleinen Amerikanern, die durchaus nicht das Bedürfniß empfinden, sich wie ein Gentleman zu benehmen, die mit Freuden unartig sind und ihren Lehrern das Leben herzlich sauer machen, und hier bei der Disciplin, liegt der Vortheil der öffentlichen Schule. Ein Kind, welches sich in der öffentlichen Schule etwas zu schulden kommen läßt, wird streng bestraft, auch wohl geschlagen. Bessert es sich nicht, wird es entlassen. Da alle öffentlichen Schulen überfüllt sind und jedes Jahr Hunderte von Kindern abgewiesen werden müssen, fällt es einem ausgewiesenen Kinde schwer, in eine andere Schule aufgenommen zu werden. Es giebt wohl einen sogenannten Schulzwang in

einzelnen Staaten, derselbe ist aber bei der ewig zunehmenden Bevölkerung nicht durchzuführen; es ist auch niemals der Versuch gemacht worden, ihn anzuwenden. Auf diese Weise werden die Eltern, welche ihre Kinder mit Mühe und Noth in die Schule gebracht haben, durch deren Entlassung sehr empfindlich gestraft, und jeder Vater, dem es darauf ankommt, daß sein Sohn wenigstens Lesen und Schreiben lernt, wird diesem schon begreiflich machen, wie er sich in der Schule zu betragen hat. Aber auch die Kinder wissen es selbst, was sie verlieren, wenn die Schule ihnen ihre Pforten schließt, und mancher halbwüchsige Knabe, dem Trotz und Eigensinn aus den Augen spricht, steht geduldig an der Wandtafel und malt auf Befehl der jungen, kindlich aussehenden Lehrerin seine ungeschickten Buchstaben.

Denn in den untersten Klassen der Elementarschulen sitzen oft junge Menschen, die schon Jahre lang sich ihr kärgliches Brot selbst verdienten, und die sich endlich sagten, daß sie ohne die nothwendigsten Kenntnisse nicht weiter kommen können. Besonders auf dem Lande findet man Jünglinge bei der ABC-Fibel, und wenn es auch ein- oder zweimal vorgekommen ist, daß diese Schüler ihrer Lehrerin Liebesanträge machten

oder, durch irgend etwas erbittert, sie zu ermorden suchten, so sind diese Vorkommnisse außerordentlich selten. Im Allgemeinen beugt sich der amerikanische Schüler gehorsam vor seiner Lehrerin, sei sie alt oder jung, hübsch oder häßlich, und er wird sie ungern beleidigen, denn er weiß, welche Strafe seiner harrt. Es mag sein, daß der Amerikaner, auch der niedriggeborene, vor dem weiblichen Geschlechte mehr Achtung empfindet, als die Angehörigen anderer Nationen; jedenfalls aber ist es die unerbittliche Disciplin der öffentlichen Schule, welche dieser es möglich macht, zu ihren Lehrkräften fast nur das weibliche Geschlecht zu verwenden. An den öffentlichen Lehranstalten klagen die Angestellten selten über die Unart der Kinder; wo aber Schulgeld bezahlt wird, erlaubt sich Jung-Amerika allerhand liebenswürdige Freiheiten, und je mehr der Vater bezahlen muß, desto unverschämter tritt sein Sohn auf.

Außer den vornehmen deutschen, französischen und englischen Privatschulen giebt es noch Lehranstalten, die mit verschiedenen Kirchen verbunden und von deren Oberhaupt beaufsichtigt werden. Besonders sind es die Deutschen, welche in Gründung von sogenannten Gemeindeschulen Hervorragendes geleistet haben und

noch leisten. In den westlichen Städten wird das Deutsche einzig gepflegt und erhalten durch lutherische Gemeindeschulen, deren es in New-York und Brooklyn selbstverständlich auch mehrere giebt. Hier ist die Unterrichtssprache Deutsch, und in den Lehrplan ist der Religionsunterricht aufgenommen, der aus der öffentlichen Schule verbannt ist. Ein mäßiges Schulgeld wird bezahlt und versucht, möglichst dasselbe, wie in einer Mittelschule Deutschlands zu lehren. — Auch die Presbyterianer, Methodisten und Episkopalen besitzen hier und dort ähnliche Schulen; vor Allem aber thun sich die Katholiken hervor, welche in allen Städten und Staaten deutsche und englische Schulen besitzen und durch sie unendlich viel wirken. Ihnen zur Seite stehen die Jünger Loyolas, und wer die großen Schulgebäude, die Klöster und Kathedralen Amerikas sieht, der kann die amerikanische, öfter schon verbreitete Sensationsnachricht verstehen, welche behauptet, der Papst wolle seine Wohnung' in Nordamerika, in dem Lande nehmen, wo es am meisten Katholiken gebe. Daß jede Schule, sei sie öffentlich oder privat, mehr oder weniger sich rühmt, die beste der Welt zu sein, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Das liegt in den amerikanischen Anschauungen, und wer diese eine

Zeit lang zum Gegenstande der Beobachtung gemacht hat, fragt sich schließlich, was besser sei: sein Licht unter den Scheffel zu stellen, wie wir Deutsche es in der Fremde mit unseren besten Eigenschaften allemal thun, oder das Licht zwanzig Fuß über den Scheffel, wie unsere amerikanischen Vettern es sich angewöhnt haben.

Wer amerikanische Schullehrer spricht, hört mit Erstaunen die Ueberzeugungstreue, mit der sie von ihrem Unterrichtssystem sprechen. Fast niemals ist ein Wunsch vorhanden, sich über andere Schulverhältnisse zu unterrichten, fast niemals begegnet man dem Verlangen, von anderen zu lernen. Das Gefühl, anderswo. als in Amerika, könnte man vielleicht noch etwas mehr lernen, besitzt der Durchschnittsamerikaner, auch der Lehrer, nicht. Die großen Namen seiner Lehrgegenstände, die Etymologie, Astronomie, Psychologie, Zoologie und wie sie alle heißen mögen, befriedigen ihn vollständig. Er ist fertig, ruhig und zufrieden und mit Erstaunen blickt er jenen wissensdurstigen Landsleuten nach, welche auf die deutschen Universitäten gehen, um sich den Doctorhut dort zu holen, wo er noch nicht so fadenscheinig geworden, wie in Philadelphia. Er begreift auch nicht, daß man in Deutschland noch mehr lernen kann, als in Amerika, und

jenen Aufsatz von Mark Twain, der vor einigen Jahren in „Century“ erschien, wird er als verunglückte humoristische Studie zur Seite geworfen haben.

Mark Twain, der berühmte amerikanische Schriftsteller, der sein Vaterland sicherlich über Alles liebt, ergreift in diesem Aufsatz das Wort über die öffentlichen Schulen Amerikas und giebt Auszüge aus einem Buch, das von etlichen Examinatoren der Wahrheit gemäß zusammengestellt ist. Dieses Buch, damals noch im Manuscript, weil die Verfasser zweifelhaft waren, ob sie etwas so Populäres, wie die öffentliche Schule, angreifen dürften, enthält an Antworten der Schüler auf allen Gebieten des, von der Schule Gelehrten den haarsträubendsten Unsinn. Alle hochklingenden Namen fallen in sich zusammen, nichts von dem, was die Lehrer gelehrt, ist verstanden, und eine wahrhaft erschütternde Unwissenheit zeigt sich dort, wo man wenigstens die einfachsten Kenntnisse vermuthete. — Mark Twain giebt Hunderte von Proben, welche die schauerliche Unwissenheit der Schüler darstellen sollen, hier können nur wenige Platz finden. Unter der Rubrik Geographie und Geschichte finden wir folgende Antworten der höheren Schulklassen:

„Nordamerika ist durch Spanien getrennt.“

„Die Vereinigten Staaten sind ein kleines Land und die Hauptstadt ist Long-Island."

„Die Hauptproducte der Vereinigten Staaten sind Erdbeben und Vulkane."

„Sicilien ist eine der Sandwich-Inseln."

„Die Hauptvulkane Europas sind Sodom und Gomorrha."

Man sieht, über Europa sind die Amerikaner nicht so ganz klar und die Rubrik „Geschichte" bestätigt, daß wir auch in dieser Hinsicht stiefmütterlich von Amerika behandelt werden. Zuerst aber muß gezeigt werden, daß die öffentliche Schule auch in Bezug auf ihr Vaterland mit großer Parteilichkeit verfährt. Daß die Schüler Washington als 1492 geboren darstellen, muß uns nicht Wunder nehmen: das Jahr der Entdeckung Amerikas wird ihnen so eingebläut, daß sie alles, die Eroberung Englands durch Cäsar, die Bartholomäusnacht, die Geburt Christi in das Jahr 1492 verlegen. Auch daß sie Christoph Columbus fortgesetzt mit Washington verwechseln, dürfen wir ihnen nicht nachtragen. Einige (schriftliche) Antworten wollen wir aber unseren deutschen Lesern nicht vorenthalten

„Alfred der Große regierte achthundert Jahre.

Er war berühmt, weil er die Buchweizenkuchen verbrennen ließ und die Dame ihn ausschalt."

„Heinrich der Achte war berühmt, weil er ein Witwer war."

„Das Mittelalter kommt zwischen Alterthum und Nachwelt."

„Luther brachte das Christenthum vor vielen tausend Jahren nach England. Sein Geburtstag war im November 1883. Früher war er Papst. Er lebte, als die Revolution in Worms war."

„Julius Cäsar ist berühmt, weil er telegraphirte: Ich kam, ich sah, ich siegte."

„Julius Cäsar war wirklich ein großer Mann. Er schrieb ein Buch für Anfänger im Lateinischen."

Wir wollen der Versuchung widerstehen, noch weitere Proben der historischen, literarischen, politischen und psychologischen Kenntnisse des jungen Amerika zu geben, und nur noch bemerken, daß nach Ansicht vieler wissenschaftlich gebildeter Amerikaner die öffentliche Schule an vielen Orten doch noch mehr leistet, als die feine Privatlehranstalt. Die Gelehrten aber, die Sprach- und Alterthumsforscher, auf die Amerika mit Recht stolz ist — sie alle wandern über das Wasser,

um in dem Europa, welches der eingefleischte Amerikaner als „veraltet" und „unmodern" belächelt, um auf den Universitäten des alten Mutterlandes sich die Wissenschaften zu erobern. Mark Twain, der für die Deutschen im ganzen nicht viel übrig hat, schließt seinen Aufsatz mit den Worten des gelehrten Amerikaners Edward Channing:

„Die Verschiedenheit zwischen den gegenwärtig erscheinenden Büchern der französischen, englischen, und amerikanischen Forschungsreisenden auf der einen und der deutschen Forscher auf der anderen Seite ist zu groß, um nicht Aufsehen zu erregen. Diese Verschiedenheit rührt einzig und allein daher, daß den Deutschen in Schule und Universität zweierlei gelehrt wird: erstens zu sehen und zweitens das, was er gesehen, auch zu verstehen."

Noch einmal werfen wir einen Blick zurück auf die öffentliche Schule, in der unten die Elementar-, oben die höheren Klassen sich befinden. Es ist Freitag, nach amerikanischem Brauch, der letzte Schultag der Woche. Noch sitzen alle Klassen ruhig; plötzlich erschallt eine Glocke, und die Kinder in allen Räumen stehen blitzschnell auf. Paarweis, langsam und ordentlich gehen sie nach den Klassen geordnet, eine oder

zwei Treppen höher in das größte Zimmer der Schule, das übrigens nur dadurch so groß geworden, daß die Schiebwände, welche die Klassen trennen, fortgeschoben sind. — Hier wird ein kleines Lied von allen Kindern, großen und kleinen, gesungen. Dann erschallt ein lustiger Marsch auf dem alten Klavier, welches in keiner Schule fehlen darf. Langsam, ordentlich, ohne Lärm, verlassen die Hunderte von Kindern nach dem Takte der Musik das Schulgebäude. Da giebt es kein Stoßen und Schieben, kein rücksichtsloses Vordrängen der Großen, und so, wie am Ende der Schulwoche, geht es jeden Tag. Es ist ein allerliebster Anblick, die vielen Kinder in einem großen Bogen durch den Saal, in strengster Ordnung die Treppen hinunter marschiren zu sehen. Erst unten am Ausgang verkünden uns jubelnde Rufe, daß die strenge Disciplin ihr Ende erreicht hat.

Wir aber können den freundlichen Lehrern und Lehrerinnen der Wahrheit gemäß versichern, daß wir in Deutschland niemals so wohlerzogene Kinder die Schule verlassen gesehen. — In Deutschland mag eine so strenge Disciplin übertrieben erscheinen, im Lande der Freiheit ist sie außerordentlich angebracht Ist doch in den meisten Fällen die öffentliche Schule die

einzige Zuchtmeisterin einer trotzigen, aus vielen Völkern gemischten Jugend. Rohe Knaben, verwilderte Mädchen soll sie gemeinsam unterrichten und aus den verschiedensten Elementen ein gesittetes Ganze machen. Da ist es denn nicht zu verwundern, daß die strenge Schulzucht bei ihnen zur Hauptsache geworden. Vielleicht wird nach einigen Jahrzehnten die öffentliche Schule in Amerika eine weitgehende Veränderung erfahren, vielleicht wird man allgemein eingesehen haben, daß mit hochklingenden Namen dem Schüler keine wirklichen Kenntnisse beigebracht werden; aber so lange die Vereinigten Staaten jedes Jahr Hunderttausende von Einwanderern aufnehmen, so lange wird die öffentliche Schule sich nicht durch ihre Leistungen auf dem Gebiete der Schulwissenschaften, sondern einzig durch ihre strenge Disciplin erhalten. Jedenfalls leistet sie denn doch etwas, und zwar etwas Großes, und das ist ein Ruhm, den die wenigsten amerikanischen Privatschulen für sich beanspruchen können.

Amerikanischer Menschenhandel.



Es sind nun schon drittehalb Jahrzehnte verflossen, seitdem der Norden der Vereinigten Staaten eintrat für die Freiheit des afrikanischen Stammes, seitdem die amerikanischen Staatsmänner Wendell, Philips und Garrison von Stadt zu Stadt zogen, um ihren Landsleuten klar darzulegen, daß die Schwarzen dieselben Rechte im Lande der Freiheit besitzen müßten wie die Weißen. Mit Strömen von Blut ist die Sklaverei abgeschafft worden; der Afrikaner ist ein freier Bürger geworden, und wenn ihm auch in der letzten Wahlcampagne in unzähligen Städten und Dörfern eingebildet ward, daß Clevelands Wiederwahl ihn in die Sklaverei zurückführen würde, so wußte der intelligentere Theil der Farbigen es doch sehr genau, daß diese Behauptung nur ein Wahlmanöver der Republikaner war, denen es auf eine



Handvoll Lügen niemals ankam. — Nein, mit den Schwarzen ist nichts mehr zu machen. Sie haben die Freiheit gekostet und denken nicht daran, sie wieder aufzugeben; auch würde es wohl keinem Amerikaner einfallen, wegen eines Negers, der im Allgemeinen ein schlechter Arbeiter ist, sich in Ungelegenheit zu stürzen. Sie haben es auch nicht nöthig: denn wozu giebt es ein Castle Garden? wozu bringen die Dampfschiffe jede Woche so und so viel tausend Einwanderer aus Europa nach dem Lande, an dessen Pforte die Freiheitsgöttin mit hocherhobenem Arme das Licht der Aufklärung und Menschenliebe Tag und Nacht über Meer und Küste scheinen läßt. — Die Göttin der Freiheit! — Wir besuchten sie auf ihrer schön gelegenen Insel im Hafen von New-York, wir bewunderten ihre Schönheit, ihre Größe und wir sahen die Hunderte von Vogelleichen, die allnächtlich durch den Glanz ihrer Fackel angezogen, sich den Kopf zerschellen an dem verlockenden Lichte. — Und so wie den kleinen Vögeln durch die Göttin der Freiheit ein jähes Ende bereitet wird, so geht es auch manchen menschlichen Wanderern, die vom Glanz der vermeintlichen Freiheit angezogen, nach Amerika kommen, um elend zu Grunde zu gehen. — Es ist ein beliebtes Thema in ameri-

kanischen Zeitungen, über das Sklavenleben Europas zu sprechen und z. B. uns Deutschen den Rath zu geben, wir sollten unsere Monarchie doch „abschaffen". — Während sie also auf der einen Seite in großen Lettern sich in selbstüberhebenden. Phrasen ergehen, erscheint auf einem anderen Blatte derselben Nummer in kleinem Drucke eine kurze Notiz, daß dieser oder jener Bürger des freien Landes zur Geldstrafe verurtheilt sei, weil er „Menschenhandel" getrieben. Diese Notiz erscheint so häufig, daß es wirklich der Mühe werth ist, sich mit ihr zu beschäftigen. Folgendes stellt sich nun heraus. Es giebt sogenannte Stellenvermittelungsbureaux in New-York, welche den arbeitsuchenden Einwanderern Arbeit nach dem Inlande oder nach anderen großen Städten vermitteln. . Die Ankömmlinge müssen einen englisch gedruckten, für Deutsche, Polen und Italiener meistens natürlich unverständlichen Schein unterschreiben, in dem sie sich zu dieser oder jener Arbeit gegen einen bestimmten Wochenlohn verpflichten; dann wird ihnen ein Dollar Handgeld gezahlt, und in Begleitung eines Agenten werden sie truppweise oder auch einzeln nach Baltimore, nach den Neu-England Staaten oder nach dem Süden geschickt. — Was weiter mit ihnen geschieht, ist schwer zu sagen: denn gewöhnlich hört kein

Mensch mehr von diesen Arbeitern. Kürzlich erst sind einige sonderbare Thatsachen an das Tageslicht gekommen. Nämlich, daß es auf den Austernbooten in der Chesapeakbai bei Baltimore eine ganze Menge von Deutschen giebt, welche wie Sklaven arbeiten müssen, die nur soviel Nahrung erhalten, um vor dem Verhungern bewahrt zu sein und deren Lohn einzig und allein in wasserdichten Stiefeln oder geölten Jacken besteht. Die Capitäne der Austernboote zahlen dem Agenten für jeden Mann, den sie gebrauchen können, fünf bis zehn Dollars — auch wohl mehr. Sobald sie diesen Sklaven an Bord haben, kommt er nicht wieder an's Land. Er muß von drei Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends arbeiten, erhält als einzige Nahrung Welschkorn und schlechtes Wasser, und verlangt er fortzugehen, so wird ihm mit dem Revolver gedroht. Viele von diesen Austernfischern arbeiten auf Bänken, auf denen der Fang der Schalthiere verboten ist. Hier sind Regierungsdampfer stationirt, und sehr häufig giebt es einen erbitterten Kampf zwischen den Fischern und der Mannschaft des Dampfers, bei denen Mancher getödtet wird. Kürzlich eroberte ein sogenanntes Piratenschiff einen dieser kleinen Dampfer, schickte die Mannschaft an's Land und

dampfte triumphirend mit seiner Beute davon. Wie lächerlich diese Episode auch für den Unbetheiligten sein mag, für die Sklaven auf den Austernbooten ist es keine angenehme Empfindung, zwischen den allen Gesetzen Hohn sprechenden Capitänen der Austernpiraten und der Regierung von Maryland zu stehen. Weigern sie sich ihren Herren zu gehorchen, so werden sie eingesperrt, geschlagen und müssen hungern. Kämpfen sie gegen die Regierung, so haben sie alle Aussicht, entweder erschossen zu werden, oder als Gefangene in's Zuchthaus zu kommen. Die letzten Kämpfe in der Chesapeakbai haben denn auch manche verzweifelte Desertionen veranlaßt, von denen so viele mit Erfolg gekrönt waren, daß im Anfang December 1888 fünfundzwanzig Unglückliche im Hospital zu Baltimore aufgenommen wurden, deren Bericht über ihre Erlebnisse auf den Austernschoonern an das Unglaubliche grenzt. Es waren lauter Deutsche, die von New-York aus nach Baltimore, Philadelphia und Virginien unter dem Vorgeben geschickt waren, daß man ihnen Arbeit an der Küste geben wolle. Statt dessen kamen sie auf die Austernschooner, erhielten niemals Geld, und wenn sie etwas verlangten, ward ihnen gesagt, daß sie erst ihren Strohsack, ihre Matratze, ihre Gummistiefel abverdienen



müßten, ehe sie Lohn bekämen. Wurden sie aufsässig, so sperrte man sie ein, schlug sie oder ließ sie hungern. — Manche von diesen gepreßten Seeleuten waren gestorben, andere hatten versucht, durch Schwimmen die Küste zu erreichen, und auf diese Weise war es auch den Insassen des Hospitals zu Baltimore geglückt, zu desertiren. Die deutsche Gesellschaft von Maryland hat sich der armen Menschen angenommen.

In New-York sind einige Firmen ausfindig gemacht worden, welche die Einwanderer unter falschen Vorspiegelungen versenden und für jeden bezahlt erhalten; täglich tauchen neue Unglückliche auf, denen es ähnlich ergangen. Hier sucht eine Schwester ihren Bruder, über den das Gerücht geht, daß er auf den Austernschoonern ist; dort klagt eine Mutter, daß sie ihren Sohn in der Chesapeakbai verloren: was aber werden alle Klagen, alle Bemühungen helfen? Die amerikanische Themis hat keine verbundenen Augen: einige Hundertdollarscheine besitzen eine ganz vorzügliche sündenreinigende Kraft, und wenn alle Stricke reißen, giebt es noch immer „hervorragende" Politiker, die gegen ein angemessenes Trinkgeld Mörder und Diebe unter ihre Fittiche nehmen, so daß ihnen nichts geschieht. — So lange der Dollar der Hauptgötze Amerikas ist,

so lange wird es Sklaven im Lande der Freiheit geben!

Im November vorigen Jahres wurde ein Farmer Namens Parsons, im Staate Massachusetts in Strafe genommen, weil er mit einem angeketteten Polen auf den Markt fuhr, um diesen an den Meistbietenden zu verkaufen. Der Sklave lag in einem offenen Wagen, nothdürftig mit Stroh bedeckt, und während Parsons in ein Haus ging, um sich innerlich zu wärmen, erregte das Gewimmer des erbärmlich frierenden Polen die Aufmerksamkeit einiger Vorübergehenden. Sie untersuchten den Wagen, fanden, daß der Mann unter dem Stroh eine schwere Kette trug und ließen endlich Parsons verhaften. Der Farmer war sehr beleidigt. Er hatte seit vielen Jahren mit Polen gehandelt, die er sich durch Agenten von Castle Garden, ja von Europa schicken ließ. Er redete ihnen ein, daß er ihnen 12 Dollars monatlich geben wolle, sie erhielten aber niemals einen Cent. Er verkaufte sie an seine Freunde und Genossen, sämmtlich Farmer in Massachusetts, für eine bestimmte Summe. Durch Prügel, scharfe Arbeit und Hunger wurden sie ziemlich willfährig gemacht. Manche liefen fort, manche starben plötzlich, aber es blieben, dank der stets andauernden Ein-



wanderung, immer so viele übrig, um Parsons' Geschäft zu einem sehr einträglichen zu machen. — Zuerst wollte das Publikum in Northampton (Mass.) Parsons lynchen; dann beruhigte es sich schnell, da es sich ja nur um einige Polen handelte, und heute ist der Sklavenhändler vielleicht schon wieder mit seinem Handel beschäftigt. Ein Helfershelfer verbürgte sich sofort für ihn und er ist nur einen Tag im Gefängniß gewesen. Es giebt noch mehr Menschen, welche vom Sklavenhandel leben, und ihr Geschäft wird blühen, so lange es thörichte Einwanderer giebt, die allen Warnungen zum Trotz, ohne jede sichere Aussicht ihr Vaterland verlassen wollen, die ohne Sprachkenntnisse, ohne Verbindungen hier ankommen, und eine leichte Beute der Agenten werden.

Bis dahin ist nur von männlichen Sklaven die Rede gewesen; aber in dem Lande, wo die Frau eine bevorzugte Stellung einnehmen soll, giebt es Sklavinnen, deren Schicksal viel entsetzlicher ist, als die lebhafteste Phantasie es sich denken kann. In den Hinterwäldern des Westens, in den spärlichen Ansiedelungen der großen Staaten giebt es Lasterhöhlen, wo die Mädchen lebenslang in Gefangenschaft gehalten werden. Schon früher ist besonders auf Wisconsin

in dieser Beziehung hingedeutet worden. Man hat aber immer verstanden, etwaige Beschuldigungen als eine Lächerlichkeit und Lüge zurückzuweisen, bis es einer muthigen Frau gelungen, sich Gewißheit über das Loos ihrer unseligen Mitschwestern zu verschaffen. Frau Dr. Kate Bushnell von der „Womans Christian Temperance Union" hat seit dem Mai 1888 in Wisconsin Nachforschungen angestellt, deren Resultat beweist, daß Alles, was von diesem Staate gesagt wurde, nur zu wahr ist. Frau Bushnell hat unter der Maske einer Agentin für Patent-Corsets Zugang zu Orten gefunden, welche sie sonst lebend niemals beschritten hätte, und sie hat über ihre Erfahrungen in einem Vortrag zu Chicago berichtet, bei dessen Lectüre viele Menschen ungläubig den Kopf schütteln werden. Es sei hier nur hervorgehoben, daß mitten im Walde Mädchen gefangen gehalten und durch Bluthunde bewacht werden. Können sie dennoch entrinnen, so gehen geheime Telephonverbindungen von ihrem Gefängniß nach benachbarten Pferdeleihställen, denen sofort mitgetheilt wird, daß sie diesem oder jenem Mädchen kein Fuhrwerk zu geben haben. Ihr Ende finden solche Unglückliche im Dickicht, durch wilde Thiere, durch Verhungern oder durch die Hand ihrer Herren. Wer fragt nach ihnen?

Meistens sind es eingewanderte Fremde, schon von New-York aus unter Vorspiegelung sicherer Arbeit nach dem Westen gesandt, unerfahrene willenlose Geschöpfe, die alles glauben, was ihnen eingebildet wird und deren Leichtgläubigkeit schrecklich bestraft wird. — Gesetze giebt es nicht im Hinterwalde; ordnet einmal der Gouverneur eine gründliche Durchsuchung sämmtlicher verdächtigen Orte an, so genügen etliche Dollars, um dieselbe zu einer Komödie zu machen. Ungestraft kann ein Wirth ein Mädchen mit Petroleum begießen und verbrennen, kein Staatsanwalt geht gegen den Mörder vor. Ungestraft können unglückliche Dienstmädchen nach den verrufensten Plätzen gelockt werden und spurlos vom Erdboden verschwinden; Niemand sucht sie, Niemand fragt nach ihnen. Die Besitzer und Inhaber dieser „Geschäfte" sind reiche Leute. Hin und wieder wird einmal einer von ihnen ermordet, aber sie haben Einfluß im Repräsentantenhause von Wisconsin, und bis jetzt ist ihnen kein Haar gekrümmt worden. Frau Bushnell ist später nach Madison, der Hauptstadt Wiskonsins gereist, an Ort und Stelle gesetzliche Maßregeln gegen diesen Fluch des Staates zu fordern; man hat aber bis jetzt nicht gehört, daß ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt waren. Eine Zeitlang

sprach Alles von ihr und von ihrer beispiellosen Kühnheit, dann aber ward sie vergessen, und ihre Sache mit ihr. Vielleicht aber wird sie nicht ermüden im Kampfe gegen die Brutalität und Geldgier der Männer von Wiskonsin, und erreichen, daß dort das schlummernde Gesetz eines Tages erwacht!

Draußen aber, im Hafen von New-York, steht die Göttin der Freiheit. — Ihre Fackel leuchtet wohl — aber sie leuchtet nicht weit. Sie leuchtet für die Reichen, die Vornehmen, die Glücklichen; für die Armen und Elenden ist die amerikanische Freiheit keine Göttin, nur ein Götzenbild. Ein Götzenbild, das zerbrochen werden muß, soll die wahre Freiheit kommen.

Das Metropolitan-Museum in New-York.

Seit einiger Zeit wünschen die Amerikaner nicht mehr die lebhafte Einwanderung, nach der sie sich vor zehn bis zwanzig Jahren noch sehnten. Allerhand Gesetze sollen dem Arbeiter, dem contractlich verpflichteten Künstler und Gelehrten die Einwanderung erschweren und im Jahre 1889 verbot die Regierung in Washington das Landen der contractlich angenommenen schweizerischen Seidenwirker, die ein Fabrikant, welcher die amerikanische Seidenindustrie heben wollte, sich hatte kommen lassen. Wahrscheinlich meinen die klugen Leute, welche die Vereinigten Staaten regieren, die Amerikaner lernten Alles von selbst und dürften durch äußere Einflüsse nicht gestört werden. Daher die Vereinigten Staaten unter den großen Reichen der Erde die einzigen sind, welche auf gebundene Bücher und Kunstgegenstände, wie Oelbilder und Sculpturen,

einen Zoll erheben. Nur Bibeln und Gebetbücher sind von dieser Abgabe befreit; wer sich aber von Deutschland direct eingebundene Bücher kommen läßt, erhält dieselben erst nach vielen Wochen über Washington und reichlich mit Zoll belastet. Mit den Bildern ist es noch viel schlimmer. Sie werden mit dem Drittel des Kaufpreises verzollt, und wer sich für zwanzigtausend Dollars einen echten Meissonier kauft, hat das Vergnügen Onkel Sams Beutel um fast siebentausend Dollars zu füllen. Ein solches Verfahren nennen die amerikanischen Schönredner, Politiker und Knownothings „Schutz der nationalen Arbeit", und wenn es nach ihnen ginge, hingen alle Gemäldesammlungen der reichen Amerikaner voll von Portraits amerikanischer Politiker.

Aber es geht nicht nach ihnen; der amerikanische Millionär, sei er gebildet oder ungebildet, hat einen ganz anderen Wunsch: Was er besitzt, soll nicht amerikanisch, es soll ausländisch sein. Und wie der Ladenjüngling seiner Kundin mit der Versicherung imponirt, daß er seine Waare direct aus Wien, Paris oder Berlin bezieht, so ist der reiche Amerikaner nur zufrieden, wenn die Wände seiner Galerien mit den Werken fremder Künstler geschmückt sind. Da ihm sehr häufig gute Rathgeber zur Seite stehen, so

ist es daher nicht weiter erstaunlich, wenn herrliche Bilder, wunderbar schöne Sculpturen den Weg über den Ocean fanden, um wahrscheinlich nie wiederzukehren. Manches Kunstwerk, das noch vor wenig Jahren einen Siegeszug durch Europa machte, hängt jetzt in dem Palast eines amerikanischen Geldfürsten, fremden Augen nie mehr zugänglich, und nur einen kleinen Kreis von Menschen erfreuend, deren Kunstverständniß sich in der Regel auf der niedrigsten Stufe befindet.

Allerdings ist in der letzten Zeit auch in den Amerikanern der für sie neue Gedanke aufgetaucht, die Kunst müsse mehr dem großen Publikum zugänglich gemacht werden, um auf die Gemüther veredelnd zu wirken. Und so ist vor etlichen Jahren das Metropolitan-Museum in New-York entstanden, welches, im Centralpark gelegen, auf die New-Yorker zuerst kaum halb so anziehend wirkte, wie die unweit gelegene Menagerie mit ihren Affen- und Bärenkäfigen. In den ersten Jahren seines Bestehens bildete dieses Museum eine Ablagerungsstätte für Dasjenige, was der New-Yorker reiche Mann nicht länger besitzen mochte, und die meisten Gegenstände sahen aus, als seien sie Umzugs halber verschenkt. Denn nicht Bilder allein oder Sculpturen sind im Metropolitan-Museum zu betrachten,

indianische Vasen, Porzellantassen und Uhren, kurzum Alles, was nur irgendwie des Verwahrens werth erschien, ward hier gesammelt. Daß einige Bilder, Schnupftabaksdosen und Westen von Washington bei dieser Sammlung nicht fehlen durften, ist selbstverständlich. Der Anfang dieser Kunstsammlung in der ersten und reichsten Stadt Nordamerikas war also wenig vielversprechend; doch in Amerika muß Alles schnell gehen, und aus den mehr als bescheidenen Anfängen hat sich eine Gemäldesammlung gebildet, welche in mancher Beziehung sehr beachtenswerth ist. An den Wänden, wo noch vor wenig Jahren zweifelhafte Sonnenaufgänge von unbekannten Meistern und starrblickende Verwandte von George Washington prangten, hängen jetzt Bilder, deren Anblick manches kunstliebende Gemüth wehmüthig stimmt. Denn das biblische Gleichniß von den Perlen, welche gewissen Borstenthieren nicht vorgeworfen werden sollen, kommt einem unwillkürlich in den Sinn. Noch hat nämlich die Stunde, in der man sagen könnte, der Geschmack des amerikanischen Publikums sei veredelt, nicht geschlagen, und wer einmal an einem Zahltage durch die Galerien des Metropolitan-Museums gewandert ist, wer vor den herrlichen Rembrandts gestanden und die Bemer-

kungen der Beschauer über die „furchtbar theuren, aber sehr komischen Bilder“ vernommen hat, dem thut es doch leid, daß die Goldwelle den Bürgermeister von Delft, Christian van Beeresstein und seine Hausehre, Volkera Knobert, nach Amerika gerollt. Auch kommt es Einem vor, als wenn die ernsthaften Augen des Delfter Stadtoberhauptes mit befremdeter Melancholie auf das Publikum blickten, welches ihm doch so ganz anders vorkommen muß, als jene ehrsamen Bürger, über die er Anno domini 1632 sein Scepter schwang. Haben doch er und Frau Volkera viele Jahre ein geruhsames Leben auf dem Schlosse Maurik in Belgien geführt, bis sie im Jahre 1884 von einigen Kennern entdeckt und zu dem Preise von 120,000 Mark verkauft wurden. Jetzt sind sie das Eigenthum eines New-Yorker Millionärs, der sie liebenswürdiger Weise dem Museum auf unbestimmte Zeit geliehen hat. Und wie der ernsthafte Bürgermeister nach dem Lande hat reisen müssen, von dem er sicherlich nur unbestimmte Vorstellungen besaß, so ist es zwei anderen Werken des großen Holländers auch gegangen. Ein Männerportrait, in seinem unnachahmlichen Chiaroscuro gemalt, und „Die Anbetung der Hirten“ trägt den Namenszug desselben Meisters, und sollte in den stillen Stunden

der Nacht der Geist Rembrandts seine Werke umschweben, so wird er nicht allein klagen dürfen, denn Peter Paul Rubens, Jakob Ruysdael, Gerhard Terburg, David Teniers d. j. und Van Dyck haben sich zusammengefunden auf der fremden Erde, und werden sich darin finden müssen, von Jung-Amerika mit Kopfschütteln und den Ausdrücken „dear me, how old and funny!“ begrüßt zu werden. Und James Stuart, Herzog von Richmond, der, in Lebensgröße von Van Dyck gemalt, eine Zierde der Galerie Lord Methuens bildete, sieht mit spöttischem Lächeln auf die gleichgültigen Plebejer herab, denen er seit drei Jahren sich zeigen muß. Auch er hat es sich ehemals nicht träumen lassen, wohin er noch verschlagen werden würde, und sein schlankes Windspiel macht ein eben so hochmüthiges Gesicht wie er. Alle alten Meister, die jetzt das Metropolitan-Museum zieren, sind erst seit wenigen Jahren dort. Die Velasquez, Massaccio, Leyden, Hals, Hoogstraaten, wie die Turner, Reynolds, Gainsborough sind eine Errungenschaft der letzten Jahre und zum großen Theil von einigen reichen Leuten dem Museum geschenkt. Es ist überhaupt Mode geworden, etwas für diese Kunstsammlung zu thun, und es muß den New-Yorker Millionären für ihre wahrhaft großartige

Freigebigkeit auch Derjenige Dank wissen, der mit wehmüthigem Gefühl eine Perle der Malerei nach der anderen aus dem alten Europa verschwinden sieht. Vor Allem aber gebührt der Dame ein ehrendes Gedenken, welche ihre Gemäldesammlung und eine Summe von 200,000 Dollars dem Museum vermachte, das durch dieses Vermächtniß in den Stand gesetzt ward, die Galerie bedeutend zu vergrößern.

Die 142 Nummern der Katharine Wolfe-Sammlung, seit 1887 dem Museum einverleibt und seit 1889 dem Publikum zugänglich, würden eine Zierde jeder europäischen Galerie, bilden. Ausschließlich aus Werken moderner Meister zusammengestellt, giebt diese Sammlung dem Beschauer reiche Gelegenheit, die pariser, englische und deutsche Schule zu studiren. Wenn hier der französischen Schule zuerst Erwähnung geschieht, so hat dies seinen Grund darin, daß die französische Malerei durch hundert Bilder in der Wolfe-Sammlung vertreten ist, während die übrigen 46 auf Italien, Deutschland, England und Spanien kommen. Amerika hat nur zwei Namen geliefert, Huntington und Richards, während die Amerikaner Church, Ulrich und Millet durch ihre Abwesenheit glänzen. Miß Wolfe war deutscher Herkunft. Ihr



Urgroßvater, aus Sachsen in Amerika eingewandert, brachte es zu großem Reichthum, den seine Kinder vermehren halfen. Aber nicht allein auf Gelderwerb war der Sinn dieser fleißigen Deutschen gerichtet; mit seltener Uneigennützigkeit theilten sie von ihrem Reichthum mit, wo sie nur konnten, und manches Hospital, manche Kirche und Schule verdankt Leben und Existenz dem Wohlthätigkeitssinne der Familie Wolfe. Und ein schöneres Denkmal in den Herzen der Kunstliebenden hätte Katharine Wolfe sich kaum setzen können, als in diesem Vermächtniß an das Metropolitan-Museum, und wenn wir beklagen müssen, daß die deutsche Malerei so wenig Berücksichtigung gefunden, so liegt dieses in der Hinneigung Amerikas zu Frankreich. Paris ist nun einmal das Mekka der Amerikaner und wird es auch wohl eine lange Zeit noch bleiben. Wir aber bewundern aufrichtig die drei köstlichen Meissoniers, Gérômes „Gebetstunde in einer alten Moschee", und Détailles „Kriegsbilder", die — ohne blödsinnig aussehende Prussiens als Staffage — sich nur mit Kosaken und Kaiserlicher Garde beschäftigen. Im ersten Saal hängt Miß Wolfes Bildniß, von Cabanel in Paris gemalt. Entgegengesetzt der amerikanischen Mode, ohne jeden Schmuck nur in einfacher weißer Seide gemalt,

sieht sie mit einem anziehend stillen Ausdruck auf das Piloty'sche Bild: „Das Gleichniß von den klugen und thörichten Jungfrauen". Nach menschlichem Ermessen hat sie, deren reiches Leben eine Kette von Wohlthaten war, deren Name noch heute von Unzähligen gesegnet wird, nicht zu den Letzteren gehört. Ein Sonnenuntergang nach dem Sturm von Andreas, ein Mondaufgang von Oswald Achenbach, die heilige Familie von Knaus, Kaulbachs Kreuzfahrer vor Jerusalem zeigen uns, daß hin und wieder ein flüchtiges Wohlwollen für deutsche Kunst das amerikanische Herz erfaßte. Die heilige Familie von Knaus hat übrigens in sofern ein bedauernswerthes Schicksal, als sie fortwährend copirt wird. Damen mit kurzen und Herren mit langen Haaren stehen immer vor ihr, und die arme Mutter Gottes sieht schon ganz wehmüthig darüber aus, daß so viele Carricaturen von ihr auf der Leinwand verewigt werden. Von Gabriel Max ist die „Christliche Märtyrerin in der Arena" in der Wolfe-Sammlung; von Hans Makart „Der Traum nach dem Ball", von Defregger eines seiner Bauernmädchen, und von Munkaczy „Im Laden des Pfandverleihers". Auch Meyer von Bremen, Felix Riefstahl und Anton Seitz sind in der Sammlung vertreten, und es ist nur zu

bedauern, daß sie nicht noch mehr deutsche Namen von gutem Klang zieren.

Von den Bildern, welche von anderen Mäcenen in jüngster Zeit dem Museum geschenkt sind, sei noch erwähnt: Meissoniers „Friedland 1807", welches den Preis von 66,000 Dollars auf der Stewart-Auction erzielte; Détaille, „Die Vertheidigung von Champigny" und Rosa Bonheurs „Pferdemarkt". Hellquists „Peter Sonnävater und Meister Knuts Eintritt in Stockholm" und Pilotys „Triumphzug des Germanicus" (letzteres von dem Künstler vor dem Münchener Bilde gemalt), sammeln stets viele Beschauer um sich. Auch Brozіks „Christoph Columbus am Hofe Ferdinands des Katholischen und Isabellas von Castilien", ein Bild, das noch vor wenig Jahren in Deutschland die Runde machte, ist jetzt dem Museum in New-York geschenkt und hängt dort, um den Amerikanern zu zeigen, wie der Anfang von Amerikas Entdeckung verlief. Das Publikum steht auch mit einigem Interesse davor; denn die prächtigen Gewänder des castilischen Hofes stechen ihm in die Augen; wer aber betrachtet „Hille Bobbe vom Haarlem", das lachende Frauengesicht, das Franz Hals vor zweihundert Jahren auf die Leinwand gezaubert und das uns noch heutigen Tages begegnen

könnte, so frisch und lebenswahr sieht es uns an? Wer findet das Bild von Peter Paul Rubens, welches seine Frau darstellt, schön, und wen geht es an, daß es einmal einen van Dyck, einen Jan van Goyen gegeben? Still und leer sind die Räume, selbst an freien Eintrittstagen, wo die alten Meister eine Stätte gefunden. Amerika besieht lieber die modernen Bilder mit den modernen Toiletten, oder es steht in den offenen Seitengalerien vor den Gold- und Silberbronzen, den chinesischen und japanischen Schränkchen und Schnitzereien, von denen aus man zu gleicher Zeit Makarts „Jagdzug der Diana" bewundern kann, das zwischen Knaus „Frieden" und Gustav Richters „Sieg" am Eingang der großen Mittelhalle hängt, um die sich die unteren und oberen Räume gruppiren.

Bis jetzt giebt es noch freie und Zahltage im Metropolitan-Museum. An letzteren kommt das kunstverständige Publikum in Wagen, an ersteren zu Fuß, ist aber sonst sehr wenig von einander unterschieden. An Zahltagen werden Makarts Diananymphen fast eben so oft abgemalt, als die Knaus'sche Mutter Gottes; an freien Tagen sieht man in den unteren Räumen vor den von Maspero ausgegrabenen Mumien hier und dort einen erstaunten Yankee stehen, der durch die glühende

Beschreibung der Tagesblätter angelockt, von den „frisch ausgepackten" ägyptischen Herrschaften vermuthlich einen ganz anderen Anblick erwartet hatte, als den, welcher sich ihm jetzt unter Glas und Basthüllen darbietet. So zieht eins nach dem andern hinüber in das Land des Westens; und wenn es den alten Meistern zu sonderbar vorkommt oben in den stillen Galerien, so mögen sie die uralten Aegypter fragen, wie es denn ihnen gefällt, anstatt des Rauschens des Niles, die gleichgültigen Bemerkungen des neuen Volkes zu hören, das erwachsen auf die Welt kam und daher so viel Noth hat, die Kinderschuhe abzustreifen. Eines Tages aber wird sogar Amerika geistig wachsen und zunehmen, und dann werden die alten Meister hoffentlich bemerken, daß sie nicht umsonst in die Fremde gezogen sind. Wann aber dieser Tag kommen wird, das weiß Niemand, Amerika selbst am allerwenigsten.

Die Centenarfeier in New-York im Mai 1889.

Wenn wir es noch nicht wußten, so haben wir es jetzt erfahren: George Washington war der größte Amerikaner, der Vater des Vaterlandes, derjenige Mann, dem sein Volk die dankbarste Erinnerung bewahrt. — Viele Tage vor dem 30. April sah man in jedem kleinen und großen Laden das Bild Washington's, umgeben von dem Sternenbanner, und je näher der große Tag kam, desto mannigfaltiger wurde der Schmuck der Häuser. Business comes first, sagt der Yankee, und trotz seines aufrichtigen Patriotismus fand er es angemessen, den ausdrucksvollen Kopf seines ersten Landesvaters zu allen möglichen Zwecken zu benutzen. Da giebt es Rhabarberpillen und Leberthran, Senfpflaster und Migrainestifte mit seinem Bildniß; über den Kuchen des Bäckers und dem Ahornzucker des Candystores thront der Vater des Vaterlandes; aus den Theebüchsen

10*

des Krämerladens erhebt sich sein gepudertes Haupt und bei den Schneidern erscheint er in voller Figur, in ein kostbar gesticktes Hofgewand gekleidet, während der Schnapsladen es sich nicht versagen kann, George Washington hinter einer Flasche Whisky hervorblicken zu lassen, indessen seine Gattin Martha im andern Fenster über einigen Citronen Wache hält. Und da wir jetzt wissen, daß George Washington trotz seiner geschichtlichen Größe, einen guten Schluck liebte, daß er einmal einen Sclaven nach Cuba für ein Faß Zucker, ein Faß Rum und eine Kiste Citronen verkaufte, so wollen wir dem Spirituosenhändler sein kleines Vergnügen eben so herzlich gönnen, wie den Verdienst, welchen diese Tage ungezählten Tausenden gebracht. Kamen doch die Centenargäste zu hunderttausenden, um in New-York den Tag zu feiern, an dem Washington den Eid auf die freie amerikanische Verfassung leistete. Wohl eines Malers werth, waren die Gruppen, welche am Sonntag durch New-York zogen und die übliche Sabbathstille der großen Stadt in ein unerhörtes Jahrmarktsgewimmel verwandelten. Da waren Neger aus Florida, mit riesigen Magnoliensträußen und Baumzweigen, an denen reife Orangen hingen, da gingen truppweise die Cowboys des weiten Westens mit wetterbraunen Gesichtern, mit

Messern und Revolvern im Gürtel, da drängten sich an den Ecken die gelbhaarigen Söhne der Tennessee-Berge, mit weißen Wollhüten und selbstgesponnenen blauen Röcken, staunende Blicke auf die geschmückte Stadt, auf das riesenhafte Gewühl werfend und mißtrauisch beide Hände in die Tasche steckend. Denn es ist von der Polizei öffentlich bekannt gemacht worden, daß mehr als fünfhundert berühmte Diebe aus allen Theilen des Landes die Stadt mit ihrem Besuche beehrt haben.

Die Damen sind im eigenen Interesse ersucht worden, keine Diamanten auf der Straße und so wenig Geld wie möglich bei sich zu tragen und den Herren wird gerathen, ihre goldenen Uhren zu Hause zu lassen. Auch aus London, Berlin und Paris wird hoher Diebesbesuch erwartet. Aber der elektrische Draht geht doch noch schneller als die Windspiele des Oceans und mancher Gauner von europäischer Berühmtheit wird bei seiner Ankunft hier sofort liebend in die Arme der Polizei genommen. — Dank den Bemühungen der New-Yorker Sicherheitsbehörden ist denn weder ein hervorragender Diebstahl, noch sonst etwas Ungewöhnliches vorgekommen und New-York hat seinen Gästen, deren es in diesen Tagen über eine Million besaß, gezeigt, daß es bedeutend besser ist, als sein Ruf. Ueberall



Gedränge, nirgendwo Unordnung; überall Tausende von Menschen, nirgendwo Widersetzlichkeit. Und wer mit zerrissenen Kleidern, eingeschlagenem Hute und blauen Flecken heimkehrt in die Prairie oder in die Berge, der ist selbst schuld daran. Die Mütter aber, die am ersten Tage des Festzuges 57, am zweiten 29 Kinder verloren, können sich bei der Polizei bedanken, daß keinem dieser Kleinen ein Leid geschah, sondern daß alle frisch und gesund wieder heimkehrten. — Obgleich man vom Präsidenten Harrison sagt, daß es regnet, sobald er den Mund aufthut, so hatte er dieses Mal Glück mit dem Wetter. Die Marineparade ging am Montag unter wechselnder Beleuchtung glücklich von statten und einige neue Kriegsschiffe machten sich recht stattlich, obgleich sie dem deutschen Auge sehr unbedeutend erscheinen. Doch machte die Bai von New-York mit ihren unzähligen, zierlichen Yachten und Booten, mit ihren beflaggten Fähren und Vergnügungsdampfern einen herrlichen Eindruck, und dem stoischen Präsidenten muß doch das Herz weit geworden sein, als er, wie Washington vor hundert Jahren, sich dem Fuße der Wallstreet mit seinem Kriegsschiff näherte, umjubelt von Hunderttausenden, als er die große Stadt in ihrem Festschmuck vor sich sah, die im Jahre 1789 noch „klein, schmutzig

und voller Schweine“ war, wie der Virginier John Page sich ausdrückte, und die jetzt eine der wichtigsten und reichsten Städte der Erde geworden. — Aber es schien auch, als wenn der Präsident in diesen Festtagen etwas aus sich herausginge. Als er am Tage der großen Militärparade durch die Reihen des bewaffneten Amerikas fuhr, sah er freundlich und gut aus. Unbedeckten Hauptes erwiderte er, sich nach allen Seiten verbeugend, die Grüße der Soldaten und des Publicums. Ihm folgten die Herren seines Cabinets, von denen besonders John Wanamaker, der viel besprochene Generalpostmeister, am meisten Aufsehen erregte, während der Expräsident Cleveland fast ebenso viel Begeisterung erntete, als sein Nachfolger im Amte, Benjamin Harrison. Während die Milizen der südlichen Staaten beim Vorbeimarsch der Frau des vorigen Präsidenten eine stürmische Ovation darbrachten, erregte das Erscheinen des Gouverneurs Hill vom Staate New-York einen unermeßlichen Jubel unter dem Volke, und die Worte: „Das ist unser nächster Präsident!“ wird der jetzt regierende „Ben“ eben so gut gehört haben, wie wir Anderen, und man kann es ihm kaum verdenken, wenn er manchmal unwirsch aussieht. — Neunundzwanzig Gouverneure von neunundzwanzig Staaten



ritten mit ihren Milizen durch New-York, überall auf's freundlichste begrüßt. Interessante Charakterköpfe befanden sich unter ihnen und die besten ihrer blauen, rothen, grauen oder weißen Jungens hatten sie mitgebracht, um zu zeigen, daß das Vaterland noch nicht in Gefahr sei. Schmuck sahen sie aus, die Milizen in ihren zum Theil sehr geschmackvollen Uniformen; mehr Jubel erregten aber die Veteranen des Krieges mit ihren grauen Köpfen und ihren zerschossenen Fahnen. — Fünfzigtausend Mann mußten wir an uns passiren lassen, ehe wir daran denken konnten, unser Fenster am Broadway zu verlassen; einige Hundert Musikcorps trommelten, pfiffen und bliesen von 10 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags in die Ohren von New-York und so war es wohl kein Wunder, daß der dritte Tag des Festes, die große 80 000 Mann starke Industrieparade nicht so glänzend ausfiel, wie man erwarten konnte. Das Gewühl in New-York war eben so groß; die Stimmung aber schien nicht mehr so frisch, und wenn auch die Zeitungen des Lobes voll sind über die verschiedenen Darstellungen, so wollte dem unbefangenen Zuschauer Manches nicht gefallen. Besonders hervorragend war die Betheiligung der Deutsch-Amerikaner und dem eingebildeten amerikanischen Knownothing, der

beständig über die Deutschen schilt, könnten, wenn er sich nicht eigensinnig dagegen wehrte, die Augen aufgehen über das, was Deutschland für Amerika gethan. Da waren auf Wagen dargestellt die Druckerpresse, der Kindergarten, die deutsche Kunst und Wissenschaft, da ist das deutsche Märchen, der deutsche Weihnachtsbaum, das deutsche Gewerbe in mannigfaltiger Gestalt; und wer die stattlichen Reihen der deutschen Schlächter, Bäcker, Grocer und Schuster gesehen, wer die deutschen Schützen und die unzähligen Vereine in Reih und Glied erblickt, dem drängt sich die Betrachtung auf, daß Amerika lange noch nicht dankbar genug ist für all das Gute, das wir über die See gesendet. Was wären die Vereinigten Staaten ohne deutschen Fleiß, ohne deutsches ideales Streben, ohne die Tausende von Deutschen, welche den besten Theil der Bevölkerung bilden? Friedlich weht die Fahne des Deutschen Reiches neben dem Sternenbanner und selbst Herr Bates, einer der amerikanischen Bevollmächtigten zur Samoaconferenz in Berlin, erklärt öffentlich, daß er sich in seinem vielbesprochenen Artikel über Samoa „geirrt“ und daß Amerika Deutschland unendlich verpflichtet sei. Ja, wenn die amerikanischen „Irrthümer“ nicht wären! „Ich kann nicht lügen!“ So steht auf den kleinen Washingtonbeilen, welche in



diesen Tagen zu Tausenden gekauft und getragen wurden. Alle Menschen hatten sie als Nadel auf der Brust, auch die Politiker, welche noch nie in ihrem Leben die Wahrheit gesprochen. Vielleicht aber hat die Erinnerung an diese, vor über hundert Jahren gesprochenen und sehr altmodisch gewordenen Worte ihr Gutes. Vielleicht beginnt im zweiten Jahrhundert der freien Verfassung eine Aera der Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit und vielleicht sehen die amerikanischen Politiker ein, daß sie es zu etwas bringen, selbst wenn sie ihren Neigungen entgegen, die Wahrheit sprechen, wie Washington, und gerecht sind, wie er: Hoffen wir das Beste!

Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten im November 1888.



New-York, Nov. 1888.

„Four, four, four years more!“ Dieses Kriegsgeschrei der Demokraten und Anhänger von Grover Cleveland hörte man bis zum 6. November 1888 überall in New-York und Umgegend. In der Hochbahn, auf den Fähren, an den Straßenecken, auf dem Broadway, überall klang es dem ahnungslosen Fremden in die Ohren. Die Straßenjungen, die Stiefelputzer, die Briefträger, die Pferdebahnkutscher — alles schien nur den einen Ruf zu kennen, und wenn man Abends durch die Straßen ging, hüpften kleine unheimlich aussehende Gestalten um ein Feuer von welken Blättern oder Straßenabfall, und schrieen mit schriller Stimme ihr Lied. Und dann kamen die „Paraden.“ Jeden Abend trommelte und pfiff es durch die Straßen; jeden Abend war es irgend ein Kutscher- oder Zeitungsjungenclub, der in selbstgewählter bunter Uniform

jubelnd und schreiend mit Laternen und Fahnen seinen Mitbürgern die wohlverdiente Nachtruhe raubte, und immer wieder war es Grover Cleveland, für den alle Abende die Böller knallten und verstimmte Blechinstrumente patriotische Weisen bliesen.

Man mochte ihn eigentlich gar nicht leiden; man warf ihm Grobheit, Hochmuth, schlechte Manieren vor; aber er hatte eine liebenswürdige Frau; eine Frau, welche dem verbissensten Republikaner ebenso herzlich die Hand drückte, wie dem eifrigsten Demokraten, eine Frau, welche ihre Stellung mit feinem Tactgefühl auszufüllen verstand und keiner ihrer Mitschwestern das niederdrückende Bewußtsein aufdrängte, daß sie sich mehr dünkte, und daß sie vornehmer sei, als jede andere freie Amerikanerin. Und mochten in den letzten Wochen die republikanischen Zeitungen noch so viel boshafte Anspielungen über Mrs. Cleveland enthalten, mochten sie behaupten, daß die Frau des Präsidenten sich schminke, sich das Haar färbe, daß sie ihre Rechnungen nicht bezahle; kein Politiker, keine große Zeitung, kein Senator hat Grover Cleveland so populär gemacht, wie seine Frau. — Wenn der berühmte Brief des Lord Sackville-West, nicht gewesen wäre, wer weiß, ob die Republikaner ihren Sieg erfochten hätten.

Der Staat New-York sollte den Ausschlag in der Wahl geben, und man erwartete fest von ihm, daß er demokratisch wählen werde: er hat es nicht gethan, und am 4. März 1889 muß Grover Cleveland das Weiße Haus verlassen, um wahrscheinlich nie wieder dorthin zurückzukehren. Denn nach vier Jahren wird er vergessen sein. Der 6. November war ein unruhiger Tag für alle Menschen, auch für die Nichtwähler. Am Abend vorher fuhr um 10 Uhr in New-York und den Vorstädten eine Riesenglocke durch die Straßen, um die Leute zu ermahnen, früh zur Ruhe zu gehen, und um 5 Uhr des Morgens läutete das Ungeheuer schon wieder, um an das Aufstehen zu erinnern. Um 6 Uhr begann die Wahl, und laute Hörner schmetterten überall, so daß Amerika an diesem Tage noch früher als sonst auf den Beinen war. Die Fabriken und Läden waren geschlossen; alle Menschen hatten Zeit, sich zu prügeln, zu schreien, zu trinken, sich mit Messern zu stechen, und sie benutzten diese Gelegenheit auf das Ausgiebigste. Je weiter der Tag vorschritt, desto lebhafter wurde es. Denn nach Sonnenuntergang kamen die Ergebnisse der Wahl aus den anderen Staaten, und Abends um 9 Uhr bot der Broadway ein Bild dar, wie es nur alle vier Jahre, zur Zeit der Präsidentenwahl möglich ist.



Vor dem „New-York Herald"-Gebäude auf dem weiten Platz vor der Post standen wohl Hunderttausende von Menschen, jede neue Nachricht, welche vor dem Portal der Zeitung angeschlagen ward, mit gellendem Triumphgeschrei oder entrüstetem Geheul verfolgend. Der „Herald" war für Cleveland, und die Demokraten hatten sich hauptsächlich dort hingestellt. Vor der „Tribüne", etwas weiter hinauf, standen Harrisons Anhänger, und wenn eine andere, gleichfalls republikanische Zeitung, die „Mail and Expreß", hin und wieder statt der Zahlen ein Lichtbild von Harrison oder Morton zeigte, so wollte das Geschrei, das Pfeifen und Heulen kein Ende nehmen. Um diese Zeit brachte die Abendausgabe des „Herald" die Nachricht, daß die Republikaner die Beamten in den Wahllocalen bestochen hätten und daß verschiedene von diesen in den demokratischen Hauptquartieren stundenlang geschlossen gewesen seien, derartig, daß die demokratischen Arbeiter nicht hätten wählen können. — Diese Nachricht war ein Zeichen, daß die Demokraten nicht mehr an ihren Sieg glaubten. Und so kam es auch.

Um vier Uhr Morgens schrieen die Zeitungsjungen das erste verhängnißvolle „Extra" in die kalte Morgenluft, und um 7 Uhr brachte die „Tribune" in ihren Spalten

einen großen Leichenstein mit einem spöttischen Nekrolog und der Ueberschrift: „All is over — for freetrade Grover!“ Inzwischen brannten am 6. und 7. November in jeder Straße riesengroße Freudenfeuer, von Jung-Amerika angesteckt und umtanzt, das schon wochenlang alle Fässer und Kisten, deren es hatte habhaft werden können, gestohlen und an einem sichern Orte aufbewahrt hatte. Und dieselben Jungen, welche vor zwei Tagen die Bandanna, das demokratische Wahlzeichen, ein rothes Negerkopftuch, schwenkten und Grover Cleveland leben ließen, schreien jetzt: Grover ist in der Suppe. Zur näheren Erklärung schleppen sie eine große Suppenterrine mit sich herum, aus der Mr. Clevelands Kopf hervorragt.

Die Republikaner triumphiren. Ueberall sieht man beflaggte Häuser, überall werden „Freudenparaden“ angezeigt. Mr. Harrison, den Niemand kennt, und der bis vor Kurzem in Indianapolis ein stilles Leben führte, ist jetzt der Mann des Tages. Dieser Tage haben die Republikaner vor seinem Hause einen Sarg vorbeigetragen, aus dem ein Bild von Cleveland hervorsah! Mit Bandannas trockneten sie sich die Augen, und die Hähne auf ihren Hüten waren mit Flor behangen. Der Hahn ist nämlich das Zeichen des siegreichen



Republikaners und in diesen Tagen sieht man diesen lustig krähenden Vogel auf den Hüten unzählig vieler Menschen. — Grover Cleveland hat die Sache ruhig getragen, ebenso seine Gattin, obgleich es schon Damen gab, die ihr in's Gesicht sagten, daß sie nun nicht mehr die erste Frau in den Vereinigten Staaten sei. Auch General Harrison zeigte sich nicht besonders erregt. Da er ein vernünftiger Mann ist, weiß er, daß die Demokraten nach vier Jahren sein Bild in einem Sarg herumtragen werden, wenn er dann nämlich noch lebte. Er ist zwar nur um vier Jahre älter, als Grover Cleveland; aber sein Großvater Harrison, welcher die Indianer bei Tippecanoe besiegte, hat sich, als er zum Präsidenten im Jahre 1840 erwählt ward, bei seinem Einzug in's Weiße Haus derartig erkältet, daß er nur einen Monat lang sein hohes Amt bekleidete, um dann die Vereinigten Staaten auf immer zu verlassen. Nun vererben die Eigenthümlichkeiten der Großeltern sich ja öfters auf die Enkel — weshalb nicht auch die Schicksale? Und was „Tippecanoe" passirte, kann seinem Enkel auch geschehen. So sagen die Demokraten, die sich übrigens schon gänzlich über ihre Niederlage beruhigt haben, obgleich es nicht zu leugnen ist, daß die Republikaner auch im Congreß an Boden ge-

winnen werden. Aber was thut es? Die Vereinigten Staaten sind so groß und mächtig, daß sie Alles vertragen können auch die Ausgaben, die Betrügereien und die Aufregungen bei einer Präsidentenwahl. Und das will viel sagen!

Dmitri.

❧

Trotz der schlechten Zeiten gab es in der großen Zuckerfabrik in New-York immer viel zu thun, denn sie wurde alljährlich vergrößert, um der stetig anwachsenden Concurrenz die Spitze zu bieten. Daher herrschte auch überall Leben und Bewegung. An der Wasserseite — die Fabrik lag dicht am Hafen — wurden beständig die Säcke und Lastkörbe mit Rohzucker ausgeladen und in den großen Höfen hatten Bauhandwerker und Lastträger keine Zeit, die Hände in den Schoß zu legen. Dennoch war das Angebot viel größer als die Nachfrage. An den großen Thoren der Fabrik drängten sich in den Morgenstunden die Emigranten, um Arbeit zu suchen, und finster blickten die eben angekommenen Deutschen auf ihre Landsleute im Inneren der Höfe. Diese hatten Arbeit, sahen zufrieden und wohlgenährt aus, und die Anderen hungerten. Es war eine böse



Zeit. Jede neue Woche brachte schwerbeladene Dampfschiffe mit Tausenden von Einwanderern, die sich, sprachen- und landesunkundig, über New-York in der Erwartung ergossen, das Geld sei von der Straße aufzusammeln, und die Arbeitgeber hatten schwere Stunden. Selbst für harte Menschen ist es nicht angenehm Hunderte von Hungernden abzuweisen, und die wenigsten Reichen haben ein hartes Herz. Sie sind im Gegentheil weit empfindlicher gegen das Elend als die Armen, denn sie kennen dasselbe nicht und wollen es auch niemals kennen lernen.

Auch Mr. Walker, der Chef von der Zuckerfirma Walker & Sons war oft in Verzweiflung über die trostlosen Scenen, welche sich vor seiner Fabrik abspielten, und da er ein guter Mensch war und eine freigebige Hand besaß, so theilte er mehr halbe und viertel Dollarsstücke aus, als er seinem Anschreibebuche mittheilte, und er engagirte mehr Arbeiter, als er verwenden konnte. Walker & Sons beschäftigten Alles in Allem gegen zwölfhundert Arbeiter, mehr aber konnten sie mit dem besten Willen nicht gebrauchen, und der erste Superintendent der Fabrik, ein älterer Herr, schüttelte in den letzten Tagen schon immer mißbilligend den Kopf, wenn er Mr. Walker sah, so daß dieser es

vorzog, gar nicht mehr mit Mr. Johnson zu reden. Aber der Letztere ließ sich nichts gefallen, und als eines Morgens ein blutarm aussehender Mensch mit zwei Kindern auf dem Arm bei Mr. Johnson erschien, und behauptete, Mr. Walker habe ihn engagirt, begab der Superintendent sich sofort zum Fabrikherrn.

„Eben kommt da ein Kerl, dünn wie 'ne Stopfnadel und verlangt Arbeit. Zwei Würmer krabbeln auch noch auf ihm herum und er wird wohl so viel können, wie Dmitri. Da werden wir Dmitri laufen lassen und dem Neuen seinen Platz geben müssen, denn zwei Faulpelze sind zu viel für eine Fabrik!"

Mr. Walker sah sehr verdrießlich aus. Er wußte, daß Mr. Johnson recht hatte, aber dies Gefühl war gerade äußerst ärgerlich.

„Wenn Sie den Neuen nicht gebrauchen können, so geben Sie ihm fünf Dollars," sagte er etwas ungeduldig. Der Mann hat eben seine Frau verloren und kann kein Wort Englisch."

„Na, wenn wir allen Wittwern, die kein Englisch können, fünf Dollars geben wollten, dann müßten die Zuckerpreise wie ein Luftballon auffliegen und wir würden doch bankerott!" knurrte Mr. Johnson. „Da ist es

noch besser, den blödsinnigen Dmitri gehen zu lassen; dieser Andere kann doch den Mund aufthun!"

Aber Mr. Walker schüttelte den Kopf.

„Dmitri bleibt!" sagte er, bestimmter als es sonst seine Art war, und der Superintendent ging achselzuckend davon.

Der kleine Kampf um Dmitri spielte so lange, wie dieser in der Fabrik arbeitete, und das wurden nun schon drei Jahre. Jeder vernünftige Mensch, der Dmitri kannte, würde sich auf Seite des Mr. Johnson gestellt haben, denn es gab gewiß keinen schlechteren Arbeiter, als den Mann mit dem sonderbaren Namen. Er that eigentlich gar nichts, fegte nur täglich den großen Hofplatz, wo die Zuckerfässer verladen wurden, oder er kratzte im Rohzuckerschuppen den Fußboden ab, der immer mit einer schwarzen klebrigen Masse bedeckt war. In einer Zuckerfabrik darf aber nichts verloren gehen, und aus dem, was Dmitri abkratzte, wurde eben so gut schneeweißer Zucker hergestellt, wie aus allem übrigen Rohmaterial. Jedenfalls aber war es klar, daß Dmitris Arbeit von einem zwölfjährigen Knaben hätte besorgt werden können und daß er seine anderthalb Dollars Tagelohn sündhaft leicht verdiente. Kein Mensch begriff daher, daß Mr. Walker diesen nutzlosen Arbeiter noch

immer behielt, der dazu einen so verrückten Namen besaß, den man kaum aussprechen konnte, und der sicherlich nicht christlich war. Der Cassirer, welcher Sonnabends die Löhne auszahlte, rief auch standhaft Dimity, nicht um einen Witz zu machen, sondern weil er lispelte. Es hätte sich auch nicht verlohnt, mit Dmitri Witze zu machen, denn er verstand überhaupt nichts, und man wunderte sich, daß er dann und wann noch Spuren spärlichen Nachdenkens zeigte. Er war ein schmalbrüstiger Mensch mit einem blassen Gesicht und ausdruckslosen, hellen Augen. Sein Haar hatte eine blonde Grundfarbe, aber ganze Streifen darin waren schneeweiß und er ging mit krummen Knieen und gebogenem Rücken, als wenn er lieber auf allen Vieren kröche. Wenn es heiß war, und er sein wollenes Hemd an den Aermeln in die Höhe streifte, sah man rothe Narben an den Handgelenken, und ein ehemaliger Zuchthaussträfling, welcher gleichfalls in der Fabrik arbeitete, hatte auf diese Wahrnehmung hin Dmitri verschiedene Zeichen seines kameradschaftlichen Gefühles gegeben; aber an dem Andern war diese Annäherung gänzlich spurlos vorübergegangen. Er sprach niemals ein Wort; wenn er den Hof nicht fegte, stand er auf irgend einer Stelle und blickte theilnahmlos vor sich hin, und es



konnte auch geschehen, daß er mitten in der Arbeit des Bodenkratzens inne hielt und den Kopf hob, um mit abwesendem Ausdruck in die Luft zu starren. Während der Mittagspause saß er mit einem Topf voll Essen dicht am Wasser und blickte über die glitzernde Fläche des New-Yorker Hafens.

Hier, an der Fabrik, war er nicht so belebt wie an anderen Stellen, aber man sah doch einige Schiffe und hörte aus der Entfernung das hundertstimmige Pfeifen der Fähren und Schleppdampfer. Aber Dmitri hörte weder die mancherlei Geräusche, welche in der Luft zitterten, noch sah er die schlanken Ruderböte, die blitzartig durch das Wasser schossen. Theilnahmlos und gleichgültig blickte er auf Alles um ihn her, und die anderen Fabrikarbeiter sagten von ihm, daß er sich nicht wundern würde, wenn die Erde sich vor ihm aufthäte, um alle Menschheit zu verschlingen, und ihn nur allein übrig ließe.

Mr. Walker hatte Dmitri einmal gefunden, und das war Abends spät gewesen, als der Fabrikherr von einem Besuche bei seiner Braut heimkehrte. Die junge Dame wohnte außerhalb der Stadt auf dem Lande und ihr Verlobter mußte etwa noch eine Stunde zwischen den Feldern fahren, ehe er New-York erreichte. Da

hatte er denn in halber Zerstreutheit einen Menschen überfahren, der nicht schnell genug seinem edlen Pferde aus dem Wege gekrochen war.

Solche Sachen kommen oft vor; aber sie sind für die Betheiligten meistens nicht angenehm. Auch Mr. Walker fluchte kräftig, als er vom Wagen sprang, um den von ihm angestifteten Schaden zu untersuchen; und er fühlte gleichzeitig nach seinem Taschenbuch, um sofort das Pflaster für einige Blutstropfen bei der Hand zu haben. Aber schon kniete eine weibliche Gestalt neben Dmitri und sein blutender Kopf lag in ihrem Schoße. Es war dunkel und Mr. Walker konnte weder das Gesicht Dmitris noch das seiner Begleiterin erkennen; aber er brachte aus der Letzteren doch heraus, daß der Verunglückte auf der Arbeitsuche sei. Der Fabrikherr achtete damals gar nicht auf die Frau; er war eilig und bemerkte kaum, daß sie ein schlechtes gebrochenes Englisch sprach. Als er merkte, daß seine Unvorsichtigkeit keinen großen Schaden angerichtet, warf er eine fünf Dollarnote in eine ihm hingehaltene Hand, nannte seinen Namen und seine Adresse, und versprach dem Manne, wenn er wieder gesund sei, Arbeit.

Wenige Tage darauf erschien Dmitri in der Fabrik und ward als Arbeiter angestellt, zum hellen Entsetzen



von Mr. Johnson und von Allen, welche die Freude hatten, den Fremdling kennen zu lernen. Aber obgleich Mr. Walker sehr gut einsah, daß er niemals einen schlechteren Arbeiter hätte bekommen können, so ließ er Dmitri seine Beschäftigung und seinen Lohn. Er empfand sogar einmal ein schwaches Interesse an ihm und als er ihn eines Tages unthätig am Wasser stehen sah, fragte er ihn, woher er denn eigentlich komme.

Der so plötzlich Angeredete richtete seine ausdruckslosen Augen auf den Fabrikherrn, und man merkte ihm an, daß er seine Gedanken zu sammeln versuchte.

„Wo sind Sie her?“ wiederholte Mr. Walker ungeduldig. Er war nicht gewohnt, lange auf Antwort zu warten, und der Andere fuhr erschreckt zusammen.

„Ich glaube, es war Sibirien!“ sagte er unsicher, in einem halb fragenden Tone. Er hatte eine sehr fremdartige, ungeschickte Aussprache, und Mr. Walker wollte seine Unterhaltung eigentlich fortsetzen. Da aber kam einer der Laufjungen mit einem Telegramm aus Wallstreet und über der letzten Notirung des Zuckerpreises vergaß er seine Absicht gänzlich. Er vergaß auch sein Interesse für Dmitri, was sehr erklärlich war; denn wenn man zwölfhundert Arbeiter beschäftigt, kann man unmöglich über jeden einzelnen nachdenken, und

nur, wenn Mr. Johnson ihm sagte, er solle den Arbeiter entlassen, kam er ihm wieder in nebelhafte Erinnerung. Dann schützte er ihn, weil er es für richtig hielt, und dachte nicht darüber nach, ob Mr. Johnson sich auch ärgere.

Nun war die Existenz eines schlechten Arbeiters für den Superintendenten auch kein großer Gegenstand des Verdrusses. In einem so großen Räderwerk, wie es die Zuckerfabrik war, darf hin und wieder ein schlechter Handlanger vorkommen; so lange er nur unten stehen bleibt, schadet er nichts. Daher zuckte Mr. Johnson die Achseln über Dmitri, und überließ Fritz Kullmann das Aergern. Dieser Letztere war ein junger, deutscher Arbeiter, welcher die Aufsicht im Rohzuckerschuppen führte, und der wohl hundert Mal versucht hatte, mit Dmitri eine Unterhaltung anzuknüpfen. Er gehörte nämlich zu den Leuten, welche den Beruf in sich fühlen, allen Menschen nach einer Bekanntschaft von fünf Minuten ihre sämmtlichen Lebensschicksale zu erzählen, und die niemals dazu kommen, an die Theilnahmlosigkeit ihrer Mitmenschen zu glauben. Er hatte also auch Dmitri Alles erzählt, was für diesen, nach seiner Ansicht, unglaubliches Interesse haben mußte: daß er aus Hannover sei, daß seine Großmutter an der Schwind-



sucht gestorben, und daß er mit einer Schwester ausgewandert sei. Später folgten diesen Mittheilungen noch andere, vertraulicherer Natur.

Fritz Kullmann hatte nämlich ein warmes Herz für seine Mitmenschen, vorausgesetzt, daß sie weiblichen Geschlechtes und unter dreißig waren. Er verlobte sich sehr häufig; aber er sah immer noch zur rechten Zeit ein, daß er sein Herz nicht an ein Wesen hängen konnte. Er wäre ganz gern Mormone geworden, wenn es sich hätte machen lassen; aber er wußte doch nicht recht, was das Mormonenthum eigentlich bedeute.

Deshalb war ihm Dmitri eine höchst willkommene Bekanntschaft, denn obgleich dieser ihm noch niemals mit einem Worte geantwortet hatte, so konnte er doch seine Ansichten unumwunden aussprechen, ohne durch Widerspruch gekränkt zu werden. So verkehrte Fritz Kullmann über ein Jahr mit Dmitri, ohne sich über ihn zu ärgern. Als aber der Andere sich immer gleich blieb, in schweigender Gleichgiltigkeit verharrte und niemals auch nur ein Wort über sich selbst sprach, da begann Fritz sich zu ärgern, obgleich er ja gar keinen Grund dazu hatte, denn Dmitri war immer derselbe geblieben. Aber ein Aerger über gar nichts ist häufig der allerempfindlichste und Fritz Kullmann begann sehr

unfreundlich gegen Dmitri zu werden Er sagte, der Letztere sei ein gemeiner Kerl, der anderen Leuten die Geheimnisse abhorche und sich dann später über sie lustig mache; und obgleich Dmitri noch niemals ein Wort mit einem anderen Arbeiter gesprochen, so that Fritz Kullmann, als wenn er ganze Staatsgeheimnisse verrathen hätte. Von nun an stand Dmitri ganz allein. Sein früherer Freund behandelte ihn schlecht, wo er nur konnte und bürdete ihm heimlich immer mehr Arbeit auf, die Dmitri dann äußerst schlecht besorgte, was Fritz Kullmann Veranlassung gab, sehr laut über Dmitris Unbrauchbarkeit zu sprechen.

Wenn Dmitri die Fähigkeit besessen hätte, nachzudenken, würde er vielleicht auf Fritz Kullmann einen großen Haß geworfen haben, weil dieser ihn ohne alle Ursache verfolgte. Aber der Andere gab niemals ein Zeichen davon, daß er eine Empfindung von Fritz Kullmanns Unfreundlichkeit besäße. Er ging seine Straße weiter wie früher und seine Augen blickten ausdruckslos wie sonst. Daß die meisten Menschen ein veränderliches Herz besitzen und aus diesem Grunde oft schlecht sind, weil es sie langweilt immer gut zu sein, schien ihn nicht zu bekümmern.

Es war an einem Sonntag Vormittag und Fritz

Kullmann kam aus der deutschen Kirche in Elisabeth-street, wo er sich mit seiner Schwester öfters traf. Minnie Kullmann war ein flottes, deutsches Dienstmädchen, welchem das Leben in New-York sehr gut gefiel. Sie hatte schon mehr Herrschaften gehabt, als Menschen in ihrem Heimatdorfe wohnten, und ihr Bruder betrachtete diese Erfolge mit entschiedener Ehrfurcht.

Heute, als er mit Minnie die Pferdebahn bestieg, war seine erste Frage, wo sie nun sei. Nach seinen Erfahrungen blieb sie in einem Dienst niemals länger als acht Tage. Aber Minnie schüttelte ihre blonden, frischgebrannten Locken und strich ihr dünnes Seidenkleid vorsichtig über den Knieen glatt, während sie sich hinsetzte.

„Ich bin noch bei meiner Dame, die im Hoffmannhouse wohnt," sagte sie schnippisch, „die versteht gut mit mir umzugehen und hat meine Gewohnheiten bald kennen gelernt!"

Fritz warf einen bewundernden Blick in das blasse, gleichgültige Gesicht des Mädchens.

„Du bist ein Hauptkerl!" bemerkte er. „Ja, ja, Amerika ist ein schönes Land und die deutsche Sklaverei ist vorüber! Du solltest aber einmal zu Walker und

Sons kommen und den Herren ihren Standpunkt klar machen; da wird man furchtbar geschunden und muß mehr arbeiten als in Deutschland!"

„Die Männer sind zum Arbeiten da!" sagte Minnie an ihrem weißen Federhut zupfend.

„Mein Hut hat zehn Dollars gekostet," setzte sie hinzu und bog den Kopf, so daß Fritz seine ganze Pracht bewundern konnte. Kullmann erinnerte sich seiner Schwester noch sehr wohl im zerrissenen Kattunkleide, mit bloßen Füßen und mit wilden, struppigen Haaren. Deshalb war er auch jetzt voller Entzücken und sprach sich begeistert über den Hut, wie über die langen grellrothen Handschuhe aus, welche Minnie bis zum Ellenbogen reichten.

„Meine gnädige Frau wird mir wohl noch ein seidenes Kleid schenken," berichtete Minnie. „Sie ist eine vernünftige Person, sehrv ornehm und reich. Ich glaube sogar, daß sie adelig ist!" setzte sie mit echt deutscher Ehrfurcht hinzu.

Fritz zuckte mit erhabener Miene die Achseln.

„In Amerika giebt's keinen Adel; hier ist Alles gleich!"

Und er blickte in demselben Augenblick voller Neid



auf eine mit silbernem Geschirr überladene Equipage, welche soeben an dem Pferdebahnwagen vorüberbrauste.

„Meine Dame ist aber nicht aus Amerika,“ versetzte Minnie. „Sie ist in Rußland zu Hause und nur hierhergekommen, um Jemanden zu suchen. Jeden Tag kommen neue Detectives, denen sie viel Geld giebt; aber sie bringen ihr immer verkehrten Bescheid. Ich glaube nämlich,“ setzte das Mädchen mit mitleidigem Lächeln hinzu, „daß sie ihren Bräutigam sucht. Lieber Gott! Sie hat graue Haare und ist bald vierzig!“

Fritz mußte gleichfalls lachen. Junge Leute können niemals verstehen, daß manche Gefühle unabhängig vom Taufschein sind.

„Die arme alte Person!“ meinte er. „Na, wenn sie Geld hat, wird sie immer noch irgend einen Liebhaber finden!“

Und eine leise Melancholie über die Schlechtigkeit der Welt klang aus seinen Worten. Minnie aber sah ihn verachtungsvoll an.

„Meinst Du, daß die den ersten Besten nimmt? Da bist Du aber gehörig schief gewickelt, mein Lieber! Nein, mein Gnädige hat ein treues Herz! Manchmal, wenn sie meint, allein zu sein, dann geht sie im Zimmer auf und nieder und sagt ein und dasselbe Wort wohl

hundertmal vor sich hin. Ich habe schon oft im Nebenzimmer hinter der Thür gestanden und mich über sie gewundert. Immer dasselbe Wort! Es ist wahrscheinlich ein Name, aber er klingt ganz verrückt: Dagetri ititi — ich kann nicht dahinter kommen!“

„Dmitri!“ rief Fritz; und er mußte sich sein buntseidenes Taschentuch in den Mund stopfen, um nicht gar laut zu lachen.

Aber Minnie blickte ihn verwundert an.

„Das ist der Name; aber weshalb lachst Du denn so, und wie kommt es, daß Du ihn kennst?“

Ihr Bruder wischte sich die Lachthränen aus den Augen.

„Wenn Du wüßtest, welch verrücktes Subject Dmitri ist, Du könntest auch das Lachen nicht lassen.“

Fritz schmunzelte noch immer bei dem Gedanken, daß Dmitri ein Bräutigam sein könne, nach dem man Verlangen trage; dann aber ward er plötzlich ärgerlich, denn er erinnerte sich, daß er schon lange wüthend über die Gleichgültigkeit des Fremdlings war.

„Er ist ein ganz infamer Kerl!“ rief er, sich in Zorn redend. „Du glaubst gar nicht, wie nett ich immer gegen ihn gewesen bin! Alles habe ich ihm erzählt: wie wir Beiden nach Amerika gekommen sind, und noch

Vieles mehr! Er aber hat Alles stillschweigend angehört, und thut noch heutigen Tages, als wenn er mich gar nicht kennte. Und stolz braucht der just nicht zu sein, denn daß er aus Sibirien gekommen ist, weiß ich ganz genau, und daß er den Rücken voll Narben hat, ist auch sicher: ich habe sie selbst gesehen, als er neulich im Trockenraum arbeitete. Wenn der nicht irgendwo im Zuchthaus gesessen hat, will ich nicht Fritz Kullmann heißen!"

Minnie hörte ihrem Bruder etwas zerstreut zu. Sie wußte, daß er sich manchmal über Dinge aufregte, die eigentlich nicht aufregend waren. Daher machte sie sich in aller Bedächtigkeit einen Knoten in ihr dünnes Taschentuch, das sie von ihrer Herrin „geborgt" hatte und fragte dann Fritz, ob er schon wisse, daß im Centralpark ein großer, neuer Affe angekommen sei. Da die Geschwister nun gerade nach Centralpark fuhren, um dort einige Stunden spazieren zu gehen, so war diese Mittheilung für Fritz sehr interessant, und er vergaß darüber sogar Minnies weitere Frage, was er wohl glaube, wieviel ein imitirter Sealskinmantel koste.

Es war Herbst geworden. Der Himmel schien blauer, als im Sommer und die Ahornbäume schimmerten goldgelb und dunkelroth. In den Straßen konnte es noch sehr warm und staubig sein und in den großen

Zuckerhäusern von Walker und Sons lag die schwüle Luft bleischwer auf allen Arbeitern und Angestellten. Eben läutete die Mittagsstunde und die Leute gingen in großen Scharen nach dem kleinen, zur Fabrik gehörenden Speisehause, wo es gutes und billiges Essen gab. Auch Dmitri hatte seinen Besen hingestellt und schlich langsam über den sonnigen Hof. Er sah unverändert blaß, alt und theilnahmlos aus, seine Kniee schienen immer eingebogener zu werden, sein Kopf lag täglich tiefer zwischen den Schultern. Er ging nicht in das Speisehaus, sondern stellte sich in die Hofthür, von der man die lange, staubige Straße übersehen konnte. Nach wenig Minuten kam eine Frau auf der anderen Seite der Häuser dahergegangen. Sie trug einen Henkeltopf in der Hand und wollte gerade quer herüber auf die Hofthür zugehen, als ein Wagen mit zwei Pferden sehr schnell an ihr vorbeifuhr und sie in eine dichte Staubwolke einhüllte. Er hielt dann vor dem Eingange der Fabrik, aber Dmitri hatte ihn gar nicht gesehen, er stand noch immer an der Hofthür, und erst, als ein Gefäß mit Kohlsuppe in seiner Hand war, nickte er unmerklich mit dem Kopfe.

Um dieselbe Zeit saß Mr. Walker in seiner kleinen Privatoffice und studirte den New-York-Herald. Er



war in Hemdsärmeln und hatte einen mit Zuckerstaub und Ruß bedeckten Hut auf dem Kopfe. Plötzlich öffnete sich seine Thür; ein Clerk, dessen bartloses Gesicht den Ausdruck größter Hülflosigkeit zeigte, erschien in derselben, und ihm auf dem Fuße folgte eine sehr elegante Dame.

Mr. Walker war nicht auf Damenbesuch eingerichtet; jedoch erhob er sich mit großer Gelassenheit, nahm seinen Hut ab, und erwartete eine Anrede. Die soeben Eingetretene war nicht mehr jung; aber ihr scharf geschnittenes Gesicht trug Spuren großer, wenn auch früh verblühter Schönheit und ihre dunklen Augen leuchteten feurig.

Lebhaft wandte sie sich dem Fabrikherrn zu, ihn auf französisch anredend. Mr. Walker hatte zwar nach der neuesten Methode Französisch gelernt, aber er verstand zuerst kein Wort von dem, was die Dame sagte, und daher dauerte es eine Weile, bis es ihm klar ward, was sie von ihm verlangte. Endlich aber ging ihm ein Verständniß auf und seine hübschen, klaren Augen öffneten sich weit vor Staunen.

„Aber Madame,“ sagte er, vorsichtig jedes Wort überlegend, ehe er es aussprach. „Ihr Mädchen hat sich einen unpassenden Scherz mit Ihnen erlaubt —“

„Nein, nein, mein Herr!“ ward er hastig unterbrochen; „meine Jungfer hat mir mitgetheilt, daß sich hier ein Mann befinden soll, der Dmitri heißt, und der aus Sibirien kommt. Sie hätte es mir schon früher mittheilen müssen, da sie es vor längerer Zeit erfahren — darf ich ihn nicht sehen?“

Mr. Walker ging statt aller Antwort an die Thür, um einen kurzen Befehl hinauszurufen. Dann wandte er sich seinem Schreibpulte zu, auf das der Commis eine Karte hingelegt.

Madame Féodore Lorikoff stand auf derselben unter einer Krone und Mr. Walker schüttelte unwillkürlich den Kopf. „Sie müssen sich sehr täuschen, Madame!“ sagte er noch einmal, aber er bekam keine Antwort.

Madame Lorikoff sah starr auf die Thür und als dieselbe sich öffnete, preßte sie die Hände gegen ihre Brust, als wolle sie einen Schrei gewaltsam zurückdrängen.

Dmitri trat ein. Er trug in der einen Hand einen halbgeleerten Topf mit Kohlsuppe, in der anderen einen blanken Zinnlöffel und er sah sich mit blödem Erstaunen um.

Als die in Seide gehüllte Frau auf ihn zutrat und zärtlich seinen Namen flüsterte, bewegte er sich



scheu nach rückwärts, als wenn er davon laufen wolle. „Dmitri!“ wiederholte Frau Lorikoff. Ihre Stimme zitterte und sie setzte einige russische Worte hinzu, die sehr wohllautend klangen.

Jetzt schien Dmitri zu verstehen. Ein Zug des Erkennens glitt über sein eingefallenes Gesicht; vorsichtig legte er den Löffel in die Kohlsuppe und streckte die freigewordene Hand aus. Sie war schmutzig und klebrig; aber Madame Lorikoff ergriff sie mit einem Laute des Entzückens. Dann neigte sie sich verbindlich gegen Mr. Walker, legte liebkosend den Arm auf die gekrümmten Schultern Dmitris und führte ihn hinaus. Widerstandslos ließ dieser Alles mit sich geschehen; nur seinen Eßtopf hielt er krampfhaft fest und das Letzte, was die erstaunten Clerks von Dmitri sahen, war, daß er vorsichtig seinen Zinnlöffel ableckte, ehe er ihn in die Tasche steckte. Madame Lorikoff mußte nämlich durch die große Fabrikoffice gehen, da Mr. Walkers Zimmer nur einen Ausgang hatte. Auch Fritz Kullmann stand gerade vor der Thür und sah Dmitri in einem Wagen fortfahren und auf ihn machte sein Fortgehen sehr tiefen Eindruck. Er las nämlich in seinen Mußestunden Kalendergeschichten und hatte ein so romantisches Herz von dieser Beschäftigung bekommen,

daß ihn in der folgenden Nacht ein Traum fortwährend verfolgte. Ihm war es immer, als wenn auch ihm eine reiche Dame erschiene und ihn anflehte, mit ihm zu kommen und daß diese Dame nicht mehr jung und schon ergraut war, that gar nichts zur Sache.

Am nächsten Morgen war es schon herbstlich kühl und als Mr. Walker von der Hochbahn kam, um nach der Fabrik zu gehen, ärgerte er sich, keinen Ueberzieher angezogen zu haben. Raschen Schrittes ging er die Straße entlang, an deren Ende die Zuckerhäuser lagen und blickte etwas unwillig auf, als sich ihm eine Frau in den Weg stellte. Er war es zwar gewohnt, gerade hier angebettelt zu werden, aber es gab Tage, an denen er diese kleinen Zwischenfälle nicht besonders liebte. Außerdem hatte er Eile und machte daher eine kurz abwehrende Handbewegung, welche merkwürdiger Weise von Erfolg begleitet war. Ungehindert konnte er weiter gehen und wunderte sich selbst darüber, denn die bettelnden Frauen ließen sich sonst nicht so ohne Weiteres abschrecken. Als er gegen Abend wieder heimging, fiel sein Blick auf dieselbe Frau. Sie saß neben der Mauer, welche die Zuckerhäuser von der Straße trennte und die abendliche Sonne warf einen rothen Schein über ihr Gesicht. Er verschönte sie nicht. Unbarmherzig zeigte

er ein frühzeitig gealtertes Antlitz mit plumpen Zügen und kleinen, rothumrandeten Augen. Aber als sie sich bei Mr. Walkers Annäherung hastig aufrichtete und ihn hülflos flehend ansah, richtete er im Vorübergehen das Wort an sie.

„Ich kann keinen einzigen Arbeiter mehr gebrauchen!" sagte er etwas verdrießlich. „Wenn Ihr Mann auch noch so tüchtig ist, so habe ich doch keinen Platz mehr für ihn!"

„Wo ist Dmitri?" fragte die Frau, statt aller Antwort.

Es schien nicht, als wenn sie Mr. Walker verstanden hätte, und ihr Englisch klang fremdartig und unbeholfen. Der Fabrikherr blieb unwillkürlich stehen, weil er sich über alle Maßen wunderte.

„Was geht Dmitri Sie an?" fragte er kurz und die Gefragte senkte demütig den Kopf.

„Er ist gestern Abend nicht nach Hause gekommen," sagte sie, „und er kann sich doch nicht allein helfen!"

Mr. Walker warf einen etwas schärferen Blick in das von einem schwarzen Tuch umrahmte gewöhnliche Gesicht der Frau und dann sah er zur Erde.

„Dmitri ist gestern mit einer Dame fortgegangen, welche behauptete, seine Braut zu sein," bemerkte er und

während er unwillkürlich im Stillen ein wenig schmeichelhaftes Urtheil über das weibliche Geschlecht fällte, erwartete er jetzt mit spöttischer Resignation den wilden Schrei tödtlicher Eifersucht.

Aber derselbe ließ auf sich warten. Die Frau hatte ihn gespannt angesehen, wie um keines seiner Worte zu verlieren und nickte jetzt, als wenn sie nichts Neues erfahren.

„Dann ist sie also gekommen," sagte sie. „Wenn sie ihn wirklich suchte, mußte sie ihn auch finden. Dann wird sie gewiß für ihn sorgen!"

Sie hüllte sich in ein häßliches, gelbgraues Tuch und wandte sich zum Gehen. Ihr Gesicht hatte seinen gleichgültigen Ausdruck nicht verloren, aber es schien eine sonderbare Schlaffheit über sie gekommen zu sein und die Bewegung wurde ihr schwer.

Mr. Walker ging langsam neben ihr. Er empfand plötzlich tiefes Mitleid mit dieser Frau, obgleich sie sicherlich sehr unmoralisch war.

„Kennen Sie Dmitri schon lange?" fragte er sanft, und die Gefragte sah ihn müde an.

„Lange? Ich weiß es nicht. Ja, es mag sein, daß es lange her ist, seitdem der Pope uns zusammengab. Wir waren im Bergwerk und er konnte die harte



Arbeit nicht aushalten. Sie machte seinen Kopf schwach und wenn sie ihn schlugen, wurde es immer schlimmer. Weil ich aber stark war und Alles vertragen konnte, bat ich den Capitain, ob ich Dmitri nicht heirathen dürfe und der lachte und sagte ohne Weiteres ja, Dmitri war Alles einerlei — der Pope kam und wir hatten einen freien Tag."

Die Worte der Frau klangen eintöniger, als das leise Murmeln des Wassers und sie waren schlecht zu verstehen, weil ihre Aussprache ungeübt und unbeholfen war; aber Mr. Walker konnte sie doch besser in sich aufnehmen, als das elegante Französisch der Frau Lorikoff. Er war unwillkürlich wieder stehen geblieben und sah rathlos auf die verhüllte Gestalt neben sich.

„Was hatte Dmitri denn verbrochen?" fragte er, weil ihm in diesem Augenblicke keine bessere Frage einfiel.

Der Wind kam frisch vom Wasser her und die Frau griff mit beiden Händen nach ihrem Kopftuch, um es festzuhalten.

„Ich weiß nicht genau, was Dmitri gethan; es war etwas mit einer Druckerei. Er ist sehr klug und gelehrt: deshalb hat seine Braut ihn auch wohl immer gesucht —"

„Sie aber sind seine rechtmäßige Ehefrau!" rief Mr. Walker schnell. „Die Andere hat kein Recht auf Dmitri!"

Aber das müde Gesicht der Anderen veränderte sich um keinen Zug.

„Früher als Dmitri noch sprechen mochte, hat er manchmal gesagt, daß er eine Braut besitze. Sie war die Erste, Herr; und im Bergwerk sagten sie auch Alle, daß er immer wieder von mir fortgehen könnte!"

„Weshalb kamen Sie denn in's Bergwerk?" fragte Mr. Walker.

„Ich?" Die Frau sah gedankenlos vor sich hin. „Ich hatte das Haus vom Starosten angezündet, weil er mich so geschlagen. Wenn seine Frau nicht gerade krank gewesen und mit verbrannt wäre, würden sie mich nicht so weit fortgeschickt haben. Aber sie lag auf dem Ofen und konnte so schnell nicht herunter kommen, und ich kam in's Bergwerk!"

Sie hatte eintönig wie immer gesprochen, und ihre rothen verarbeiteten Hände mit den dicken Fingern und den stumpfen Nägeln hielten noch fortwährend das Kopftuch.

Mr. Walker schüttelte sich unwillkürlich; aber er konnte die Unterhaltung doch nicht abbrechen.



„Wann sind Sie denn hierher, nach **Amerika**, gekommen?"

„Wann?" Es schien, als wenn die Frau **noch** niemals darüber nachgedacht. „Ich weiß es nicht, Herr. Der kleine Feodor war sechs Jahre alt, da nahmen Iwan und Alexei uns mit, als sie aus dem **Bergwerk** flohen. Iwan ist mein Bruder; er hatte keine Lust Dmitri mitzunehmen, weil er uns hindern konnte; er wollte nur dem Kleinen und mir behülflich sein; aber ohne Dmitri konnte ich doch nicht fort. Er ist auch keinem Menschen im Wege gewesen, nur als der Kleine die Kälte und den Hunger nicht mehr aushalten konnte, da wollte Dmitri auch nicht weiter. Als wir den Kleinen in die Erde legen mußten, wollte Dmitri ihn nicht aus den Armen lassen und Iwan hat ihn sehr geschlagen, damit er das Kind losließe, denn die Kosaken waren uns auf den Fersen. Aber Dmitri kehrte sich an gar nichts; ihm war Alles einerlei, auch die Kosaken, und seit der Zeit spricht er fast gar nicht mehr. Als wir endlich hierher kamen, hat er bald Arbeit in der Zuckerfabrik bekommen. Das kam, weil Sie ihn beinahe überfuhren, Herr; er war so schwach und müde und konnte nicht mehr aus dem Wege gehen — und dann ist es uns hinterher sehr gut gegangen!"

Ihre eintönige Stimme schwieg einen Augenblick, und dann schob sie sich schwerfällig einige Schritte näher.

„Kann ich ihn nicht noch einmal sehen?“ fragte sie und ein Zucken flog über ihr Gesicht. „Einmal nur, Herr. Er ist immer ganz zufrieden bei mir gewesen, und mochte es gern, wenn ich ihm die Suppe brachte!“

Sie schwieg und ihre Augen hefteten sich mit einem Ausdruck des Hungers auf das Gesicht des Fabrikherrn, als wenn sie von ihm mehr als ihre Seligkeit erwarte.

Mr. Walker wich ihrem Blicke aus.

„Was kann ich thun?“ rief er, sich über seine eigene Machtlosigkeit ärgernd und deshalb unfreundlich sprechend. „Wenn Dmitri mit seiner früheren Braut morgen nach Europa geht, kann ich es nicht hindern. Was hängen Sie sich auch an einen halbverrückten Menschen, der Sie so schnell vergißt! Der Kerl ist es gar nicht werth, daß Sie sich um ihn grämen!“

„Nach Europa wollen sie?“ Es schien nicht, als wenn die Frau mehr als den ersten Satz Mr. Walkers gehört hätte. „Nach Europa?“ wiederholte sie. Der Wind erfaßte jetzt ihr Kopftuch und trug es flatternd fort; wilde braune Haare wehten ihr um das Gesicht, und der Straßenstaub flog in ihre Augen, aber sie schien gar

nichts zu empfinden. Wie gelähmt blieb sie stehen und als Mr. Walker noch einmal das Wort an sie richtete, antwortete sie nicht. Noch einmal sprach er mit ihr, aber sie schien taub geworden zu sein, und so ging er denn achselzuckend davon Was sollte er auch bei der häßlichen alten Frau in der dunkelnden Straße, wenn ihn daheim Licht und Sonne, Liebe und Glück erwarteten? Mit der Dunkelheit kam der Wind immer mehr auf. Die Zuckerkähne, welche unterhalb der Fabrik im Wasser lagen, schaukelten stärker auf und nieder, die Bootketten schlugen klirrend gegeneinander, und dann und wann sprühte weißgelber Schaum weit über den Uferrand hin weg, in die schmutzige Straße.

Fritz Kullmanns Arbeitszeit in der Fabrik begann immer um sechs Uhr Morgens, und am folgenden Tage kam er früher als gewöhnlich, weil er doch nicht schlafen konnte. Bei dem grauen, herbstlichen Morgenschein, wollten ihm die Träume der letzten Nächte nicht mehr in rosigem Lichte erscheinen, und deshalb war er sehr übler Laune. Er fand, daß ihn das Schicksal ungerecht behandelt habe, und ihm that es ungemein leid, daß er ein Deutscher und kein Russe sei. Daher brummte er allerlei deutsche und englische Flüche in den Bart, als er den Tag und Nacht geöffneten Fabrikhof

betrat, und dann wischte er plötzlich mit der schwieligen Hand über sein unzufriedenes Gesicht und starrte wortlos auf einen Menschen, der den Hof fegte. Es war Dmitri, der eben so gleichgültig und stumpfsinnig arbeitete wie alle Tage. Er trug aber nicht sein gewöhnliches Arbeitscostüm, sondern einen schwarzen, sehr feinen Anzug und einen glänzenden hohen Hut, was den Fabrikjungen, welche ihn in hellen Haufen umstanden, ungeheuren Spaß zu machen schien. Sie warfen ihn mit Bananenschalen und lachten gellend; er aber fegte ruhig weiter.

Nachdem Fritz Kullmann seines Erstaunens Herr geworden, vergaß er allen Groll, den er gegen Dmitri fühlte, und klopfte ihm halb wohlwollend, halb respectvoll auf die Schulter.

„Well, old fellow!“ sagte er gutmüthig. „Hat die feine Dame Dich wieder laufen lassen, und warst Du doch nicht der Rechte? Na, ich konnte es mir denken — Du bist eigentlich nichts für vornehme Leute — die können doch sicherlich nichts Ordentliches mit Dir anfangen!“

Und er warf einen mitleidigen Blick auf das gelbe, faltige Gesicht des Anderen, auf seine gekrümmte Gestalt und sein dünnes Haar. Er selbst aber richtete sich selbst-



gefällig höher auf und strich unwillkürlich über seinen dichten, blonden Krauskopf.

Dmitri antwortete natürlich wieder kein Wort. Er sah Fritz Kullmann mit blöden Augen verständnißlos an, faßte den Stiel des Besens mit beiden schwachen Händen und fegte weiter unter dem Geschrei und Jubel der Jungens.

Dmitris Fortgang hatte wenig Aufsehen erregt, seine Rückkehr ging aber nicht unbeachtet vorüber, und als Mr. Walker einige Stunden später die Fabrik betrat, machte ihn der Superintendent sofort auf die verrückte Erscheinung des Arbeiters aufmerksam. Mr. Johnson war natürlich sehr ärgerlich über Dmitris Wiedererscheinen und ließ es an einigen starken Ausdrücken nicht fehlen, während Mr. Walker eine gewisse Befriedigung empfand und sich in der Stille vornahm, Dmitris Wochenlohn heimlich zu verdoppeln. Der Fabrikherr hatte in der letzten Nacht sehr schlecht geschlafen, nun freute er sich, daß er nicht mehr an Dmitris verlassene Frau zu denken brauchte. Er wollte nachher mit dem Arbeiter sprechen, sobald es seine Zeit erlaubte. Gegen Mittag übergab ihm ein Messenger-boy einen stark parfümirten Brief. Da Mr. Walker besser mit den Augen als mit den Ohren Französisch verstehen konnte, so machten ihm

die großen, langgestreckten Schriftzüge kein Kopfzerbrechen.

„Mein Herr!“ so las er. „Dmitri Senkoff wird vermuthlich zu Ihnen zurückgekehrt sein. Da er mir kein Zeichen gegeben, daß er sich meiner Liebe noch erinnert, lasse ich ihn gehen. — Wenn ich vorgestern in meiner Erregung Ihnen unverständlich erscheinen mußte, so wollen Sie heute meine Auseinandersetzung gütigst anhören. Ich war Dmitris Braut, die Hochzeit sollte gefeiert werden — da brach das Schicksal über ihn herein. Er hatte sich an einer Verschwörung betheiligt und kam in die sibirischen Bergwerke. Soll ich Ihnen von meinen unsäglichen Schmerzen erzählen? Soll ich Ihnen berichten, wie ich meinen feurigen, klugen, zärtlichen Dmitri fast bis zum Wahnsinn betrauerte? Ich will schweigen, denn ein großes Leid trägt sich besser allein. — Als Dmitri nicht wiederkehrte, als alle Gnadengesuche nichts fruchteten, heirathete ich auf Wunsch meiner Eltern einen Anderen. Ich war ihm eine treue Gattin, als er aber gestorben, als ich erfahren, daß Dmitri aus Sibirien nach Amerika entflohen, da vermochte ich nicht länger jenes übermächtige Gefühl zu unterdrücken, das mich zu ihm trieb. — Ich suchte ihn mit der Liebe und Ausdauer eines Weibes — ich fand ihn . . .



Wohin ist mein Traum von Glück und Seligkeit? O Gott! es ist grenzenlos schwer zu erfahren, daß Alles was den Menschen schön macht, lange sterben kann, ehe der arme Leib selbst in die Erde gebettet wird. Dmitri ist für mich gestorben. Er kennt mich kaum, er hat seine Liebe vergessen — er ist nicht einmal eine Ruine von dem, was er gewesen! Heute, in aller Frühe, hat er das Hotel verlassen und ich gehe in den nächsten Tagen nach Europa. Darf ich Sie bitten, mit einliegender Summe Dmitri Senkoffs Leben zu erleichtern, so würden Sie mich unendlich, ja, für immer verpflichten.

Feodora Lorikoff."

Mr. Walker verschloß diesen Brief und einen Check über eine nicht unbedeutende Geldsumme sorgfältig in sein Pult; dann ging er auf den Fabrikhof. Hier hatte die Mittagglocke geläutet und überall kamen die Arbeiter aus allen Thüren um zu essen. Dmitri stand auch schon in der Hofthür und sah die Straße hinunter. Sein hoher Hut war ihm vom Kopfe gefallen und lag zertreten in einer Ecke; die Jungens hatten so lange mit ihm gespielt, bis nichts mehr an ihm war. Aber Dmitri hatte wohl keinen Augenblick mehr an den Hut gedacht, er stand unbeweglich und blickte immer nach derselben Richtung. Aber um ihn bekümmerte sich Niemand, auch

die Knaben nicht, welche heute Morgen einen so netten Spaß mit ihm getrieben. Diese Letzteren standen auf der Werft, wo die große Reihe der Kähne angebunden war, und sahen mit langen Hälsen in's Wasser. Mehrere Männer hantirten bei den Böten herum, sie fischten mit Haken im Wasser herum und fluchten dabei, wie das so ihre Angewohnheit war, wenn etwas ihnen nicht sogleich gelang. Immer mehr Arbeiter sammelten sich an der Stelle und Mr. Walker, welcher eigentlich mit Dmitri sprechen wollte, vergaß seine Absicht und ging der Menschenmenge nach. Man machte ihm natürlich sogleich Platz und daher war er einer der Ersten, welcher sah, was die Leute aus dem Wasser herauszogen. Es war der Körper einer Frau und sie sah gerade so aus wie am Abend vorher: müde, gleichgültig und stumpfsinnig, nur Alles noch häßlicher und erbarmungsloser ausgeprägt. Das graue Umschlagtuch verhüllte nicht mehr die starkknochige, unschöne Gestalt, und die rothen Hände waren bläulich weiß geworden. Die Leute drängten sich immer mehr um den todten Körper, sie flüsterten leise, wie man es immer thut in der Nähe des Todes, selbst die Jungens waren still geworden, weil ihnen im Augenblick nichts einfiel, worüber sie lachen konnten. Plötzlich schlürfte ein müder Schritt langsam heran und

dann stand Dmitri vor der Ertrunkenen. Mr. Walker hatte unwillkürlich die Arme erhoben, um ihn zurückzuhalten, aber seine Bewegung war zu spät gekommen, mit stierem Blick und weit geöffnetem Munde starrte Dmitri auf das stille Gesicht. Er hatte den gebückten Oberkörper noch weiter nach vorne geneigt: dann fiel er auf die Knie und streckte die schwachen Arme hülflos aus. Sein Gesicht veränderte sich fast gar nicht, seine Augen blieben trocken, aber er stieß einen leisen jammernden Ton aus. Der klang, als wenn ein ganz kleines Kind nach seiner Mutter schreit, und durch die theilnahmlose, gleichgültige Menge, welche neugierig Dmitri betrachtete, ging ein leises Zittern des Mitleids. Einige Männer hatten Thränen in den Augen, und Fritz Kullmann, der eben herbeigeeilt war, unterdrückte nur mühsam ein lautes Schluchzen; aber Dmitri bemerkte von Allem nichts. Stumpf kauerte er auf der Erde neben der Todten, manchmal strich er ganz leise über ihr aufgeschwemmtes Gesicht, das war Alles. Er sagte auch gar nichts mehr, kein Ton kam von seinen Lippen und er hörte nicht, daß Mr. Walker mit ihm sprach.

Nach einer Stunde hatten die Leute ihn gewaltsam fortgeführt. Zuerst widersetzte er sich und wollte nicht von der Stelle — aber Fritz Kullmann gab ihm auf

Mr. Walkers Befehl einen eisernen Kratzer in die Hand und brachte ihn nach dem Rohzuckerschuppen. Da kauerte er sich denn ohne jegliche Aufforderung auf den Fußboden und kratzte den Zucker ab — gerade so wie sonst. Ab und an hob er allerdings den Kopf und sah wirr um sich, aber im Laufe des Tages ging auch dies vorüber.

Dmitri arbeitet noch immer in der Zuckerfabrik von Walker und Sons in New-York. Er fegt den Hof und kratzt den Zucker vom Fußboden, und er ist der schlechteste Arbeiter unter Allen. Aber es ist doch niemals davon die Rede ihn fortzuschicken; jede Unfreundlichkeit, die sich ein anderer Arbeiter gegen ihn sollte zu Schulden kommen lassen, wird hart bestraft und Mr. Walker spricht oft mit ihm. Aber Dmitri kümmert sich um gar nichts — er hat sich nicht verändert und ist vielleicht noch theilnahmloser geworden, wenn das überhaupt möglich ist. Er spricht mit keinem Menschen ein Wort und verrichtet seine Aufgaben mechanisch. Er ißt jetzt auch im Speisehause und hat immer einen guten Appetit — aber er kommt jeden Tag zu spät zur Mahlzeit, und das rührt daher, weil er um die Mittagstunde eine lange Zeit in der Hofthür steht. Er sieht dann die Straße hinunter, gerade, als wenn



er auf Jemanden wartet, und erst nach einer langen Weile kehrt er sich um, und schleicht müde in's Speise- haus. Manchmal bleibt er mitten auf dem Wege stehen, und sieht sich um, als wenn er gerufen würde. Aber kein Mensch hat seinen Namen ausgesprochen und auf sein blasses Gesicht tritt ein Ausdruck grenzenloser Hilf- losigkeit, ehe er leise stöhnend weiter geht. Aber, nicht wahr? eines Tages wird er gerufen werden!

Sein Vater.







Ehe Valentin Hartungs Mutter die Augen schloß, gab sie ihm ihre seit Jahren heimlich gesammelten Ersparnisse. Es waren nur achtzig Thaler, aber der Knabe vergaß über der Freude dieses Besitzes fast die Trauer um den Verlust des einzigen Wesens, das ihn geliebt. Kein Mensch wußte um seinen Reichthum, Niemandem sprach er davon; und an demselbem Tage, wo seine Mutter auf den Kirchhof gebracht ward, ging er heimlich davon. Valentin war immer ein Träumer gewesen; seit er denken konnte, hatte ihn ein sonniges, glänzendes Bild verfolgt, das Bild seines Vaters, der vor zwölf Jahren nach Amerika gegangen, um niemals wieder von sich hören zu lassen. Diesen Vater wollte Valentin suchen; er mußte ihn finden, dessen war er gewiß, und wie schön würde das Leben alsdann werden! Denn ein Vater, der nach Amerika geht, muß steinreich



geworden sein; er wird sich vor Freuden nicht lassen können, wenn er seinen herangewachsenen Sohn sieht, und er kann sich nie wieder von ihm trennen.

So träumte Valentin. Und weil er ganz allein in der Welt stand und kein Mensch sich um ihn kümmerte so störte ihn Niemand in seinen Träumen. Unbehelligt reiste er von Mitteldeutschland nach Antwerpen, und als er auf dem großen Dampfschiffe stand und mit den anderen Auswanderern unter dem Klange der Musik nach dem zurückweichenden Ufer winkte, fand er das Leben ganz wunderschön.

Auch die Ueberfahrt verging dem Knaben wie im Fluge; wie die Sonne aus den Meerestropfen funkelnde Diamanten machte, so lag Valentins Zukunft vor ihm, wie ein Märchenland. Was that es, daß er den Vater bei seiner Ankunft in New-York nicht fand? Er würde schon kommen, dachte er, als er, wie alle anderen Zwischendeckspassagiere, im Gänsemarsch bei dem Beamten von Castle Garden vorbeimarschirte; und nachdem er von seiner zusammengeschmolzenen Baarschaft ein Emigrantenbillet erstanden, ließ er sich geduldig mit den anderen Leidensgefährten nach dem Westen verladen. Denn alles kleine Elend mußte alsbald in Herrlichkeit sich wandeln.

So fuhr Valentin gen Westen. Er hatte sich ein Billet genommen, das ihm gestattete, vierundzwanzig Stunden lang in dem schmalen übelriechenden Wagen zu bleiben. Dann ward er ausgesetzt; und er hatte ein unbestimmtes Gefühl der Unsicherheit, was dann mit ihm werden sollte. Sorgen machte er sich eigentlich nicht — sein Vater mußte ja bald kommen, nur hätte er doch ganz gern gewußt, ob er in den nächsten Tagen seinen Hunger stillen würde. Aber wenn er die Augen schloß, sah er wieder vor sich jene prächtigen Zimmer, in denen sein Vater wohnte; von Reichthum und Pracht in Gedanken umgeben, wichen die alltäglichen Sorgen von ihm, und er schlief ganz sanft ein. Nicht Jeder würde ihm das Letztere nachgemacht haben, denn in einem Emigrantenzuge ist es nicht sehr behaglich. Kinder schreien, die Frauen zanken sich mit ihren Männern, und die jungen Mädchen schäkern unverhohlen mit den jungen Burschen. Ueber Allen aber liegt eine dumpfe, schwere, mit Kohlenstaub erfüllte Luft, und wenn die Lampen Abends angezündet werden, leuchten sie trübe, wie durch einen dichten Nebel.

Valentin merkte von allem diesen gar nichts. Er saß in einer Ecke, eingezwängt zwischen der Holzwand und einer dicken Frau, welche zwei Kinder auf dem



Schoße hielt. Er mußte schöne Sachen träumen, denn er lachte im Schlaf, und die Frau sah ihn manchmal ganz verwundert und vielleicht auch neidisch an, denn ihr war schon lange das Lachen, selbst im Traume, vergangen.

Es war tiefe Nacht geworden, bleigrauer Nebel lag auf der Landschaft ringsumher, und die Lokomotive stieß von Zeit zu Zeit einen schrillen Pfiff aus, der wie ein Klagelaut klang, als empfinde sie selbst Mitleid mit der lebendigen Fracht, welche sie tagtäglich einem ungewissen Loose entgegenführen mußte. Plötzlich schrie sie herzzerreißend auf, und in demselben Augenblicke krachten die Wagen in den Fugen. Holz- und Glassplitter kreischten, als wenn sie in einer Mühle gemahlen würden, und Valentin erwachte aus seinen schönen Träumen, während er durch die Luft geschleudert ward.

Dann verlor er aber doch die Besinnung und kam erst wieder zu sich, nachdem er eine Zeit lang ganz still auf der feuchten Erde lag. Sein erster Gedanke galt seinem Vater; zu einem zweiten kam er nicht, denn eine rauhe Hand faßte ihn an der Schulter mit derbem Griff.

„Lebst Du, oder bist Du todt?" fragte der Zugführer mit heiserer Stimme. Der Mann sprach deutsch, aber Valentin sah ihn verstört an.

„Ich weiß es nicht!“ murmelte er dann. Neben und über ihm lagen Trümmer, und aus ihnen drang lautes Stöhnen und Wimmern. Er mußte plötzlich an die vielen kleinen Kinder denken, welche jetzt gar nicht mehr schrien, und auf seine Stirn trat kalter Angstschweiß.

Aber der Zugführer leuchtete ihm mit einer Laterne in's Gesicht.

„Scheinst mir heil geblieben!“ knurrte er und zog den Knaben unter einigen Sparren hervor. „Steh auf, Bursche, und sei keine Memme! Hast Du mich verstanden?“

Valentin stand schon auf den Füßen. Er sah plötzlich, daß der Andere stark blutete, aber er konnte sich nicht besinnen, woher das wohl komme. Der Zugführer schien seine Wunden nicht zu beachten. „Du mußt nach der nächsten Station laufen und unser Unglück melden!“ sagte er befehlend. „Die Station heißt Babylon — sie müssen uns Hülfe schicken — verstehst Du mich?“

Valentin verstand gar nichts, aber er wagte es nicht zu sagen.

Gerade aus mußt Du laufen! Immer den Schienen nach und . . .“ der Zugführer hielt plötzlich inne und



stieß einen wilden Schrei aus. „Gott im Himmel, wo habe ich meine Gedanken! In einer halben Stunde kommt der Expreßzug von Chicago an Babylon vorbei! Er hält dort niemals still, und wir liegen au seinem Geleise! Barmherziger Heiland! Laufe für Dein Leben Bursche! Sie müssen in Babylon Signale geben, damit der Expreß hält. Keine Laternen, hörst Du? Keine Laternen! Der Nebel ist zu stark. Knallkapseln, hörst Du, Knallkapseln, oder wir sind Alle verloren!"

Der Zugführer hatte Valentin einige Schritte auf die Schienen begleitet, während er athemlos auf den Knaben einredete. Sein Kopf blutete und das Sprechen machte ihm Mühe. Dennoch hielt er Valentins Arm wie mit eiserner Klammer umfaßt. Dieser hörte wieder ein herzzerreißendes Stöhnen und wollte sich umwenden, aber der Andere schob ihn vorwärts.

„Laufe für Dein und unser Aller Leben! Knallkapseln — Knallkapseln!"

Er rief das Wort noch eine Zeit lang hinter Valentin her, und dieser begann mechanisch zu laufen. Zuerst dachte er eigentlich an gar nichts und lief auch nicht besonders schnell; aber als er erst einige Male über die Eisenstangen zwischen den Schienen gefallen war und sich arg gestoßen hatte, bekam er allmählich

eine Empfindung von dem, was er thun sollte. Immer dichter legte sich der Nebel um ihn und auf seine Lungen, das Athmen ward ihm beschwerlich; aber plötzlich war es ihm, als höre er die Stimme des Conducteurs hinter sich, die ihm zurief: „Laufe, sonst sind wir Alle verloren!"

Valentin lief. Er wunderte sich selbst fast, daß er so schnell laufen konnte; manchmal dachte er, daß er seinem Vater entgegenlaufe, und dann kam es ihm vor, als müsse er sein ganzes Leben lang laufen und laufen, und könne doch niemals ankommen. Hin und wieder stolperte er, aber er stand in demselben Augenblick wieder auf den Füßen, sein Athem ging keuchend, und manchmal fühlte er einen glühenden Stich zwischen den Schultern — aber er lief weiter.

Lorenz Blöcker, der Stationsvorsteher in Babylon, saß an einem geschützten Platz vor dem Bahngebäude und schlief den Schlaf des Gerechten. Er hatte vor einigen Stunden eine neue Sorte Whiskey probirt, und da dieselbe seinen Gliedern eine angenehme Müdigkeit verlieh, so mußte sie gut sein. Ueber dieser Müdigkeit vergaß er gänzlich, ob der Emigrantenzug von New-York die Station Babylon bereits passirt hatte, und im Grunde genommen, war es ihm auch egal. Er



empfand durchaus kein Wohlwollen für die Einwanderer, vielleicht auch deshalb, weil er auch einmal eingewandert war, und er freute sich immer, wenn der Emigrantenzug in Babylon nicht hielt und keine neuen Ankömmlinge absetzte, denn er fand, daß es schon mehr Leute als genug in Amerika gäbe, die doch eigentlich nichts dort zu suchen hatten. Daher knurrte er auch wie ein angeschossener Bär, als Jemand ihn plötzlich am Arme berührte.

„Halloh, was giebt's? Bist Du mit dem Emigrantenzug angekommen, dann scheere Dich zum Teufel!"

Er hatte die Augen kaum geöffnet und legte den Kopf wieder an die Wand.

„Der Emigrantenzug ist entgleist!" flüsterte es neben ihm.

Lorenz Blöcker öffnete die Augen etwas weiter, ohne den Kopf zu heben.

„Geschieht ihm recht!" murmelte er. „Was wollen die Leute alle hier?"

„Der Zug von Chicago wird in ihn hineinfahren," keuchte Valentin. Der andere Zug liegt auf demselben Geleise!"

Jetzt war Lorenz Blöcker aufgefahren. Mit seiner kleinen Laterne leuchtete er dem Knaben in's Gesicht,

dann stand er langsam auf, reckte die Glieder und fluchte.

„Diese verd . . . Emigranten! Wo sind nun die Signallaternen?“ Schwerfällig wandte er sich einer Seite des Stationshauses zu, aber Valentin faßte ihn am Arm.

„Es ist dicker Nebel!“ sagte er, mit Mühe sprechend.

„Was geht Dich das an, Bursche!“ rief Lorenz Blöcker, dem der Whisky noch im Kopfe saß. „Ist es meine Schuld, wenn der Nebel da ist? Meinst Du, daß wir in Amerika das Wetter machen können? Ich hole die Signallaternen, und wenn man sie nicht sehen kann, so ist's nicht meine Schuld!“

Er ging in eine Thür hinein und kehrte gleich darauf mit einigen Laternen wieder. Aus der Ferne klang dumpfes Brausen, die Erde zitterte zuerst leise, dann immer stärker. Das war der Chicago-Expreßzug. Valentin hatte sich auf Lorenz Blöckers verlassene Bank gesetzt; er zitterte vor Kälte, er sah in den immer dichter werdenden Nebel hinaus, ohne Gedanken, ohne Bewußtsein. Manchmal durchzuckte ihn die Erinnerung an Etwas, das er sagen sollte und doch vergessen hatte — plötzlich aber fuhr er auf und faßte den Stationsvorsteher am Arm.



„Die Knallkapseln sollt Ihr nehmen! Keine Laternen! Habt Ihr verstanden?"

Lorenz Blöcker faßte sich an seinen umnebelten Kopf und fluchte herzhaft. Dann stürzte er in sein Zimmer, und als eine Minute später die Riesenlocomotive des Expreßzuges mit lautem Pfeifen an Babylon vorbeisausen wollte, knallte es so oft unter ihren Rädern auf, daß sie, obschon ungern, ihre fliegende Eile minderte und endlich stehen blieb.

Es war noch früh am Morgen, als die Stadt Babylon aus ihrem Schlafe mit der angenehmen Nachricht geweckt ward, daß in ihrer Nähe etwas Besonderes passirt sei. Alle Leute waren froh darüber, denn es ist ganz erfreulich, einmal einen neuen Gesprächsstoff zu haben, und wer nur irgend Zeit hatte, der lief zum Bahnhof.

Dort stand Lorenz Blöcker, umgeben von einem Kreise seiner besten Freunde, und erzählte Allen seine neuesten Heldenthaten. Er hatte seinen Rausch gänzlich ausgeschlafen und strahlte ordentlich vor Wichtigkeit. „Ja, Jungens!" sagte er eben zu seinem Zuhörerkreise. „Ihr wißt garnicht, was ich in dieser Nacht Alles durchgemacht habe! Es war ein Nebel, den man mit keinem Messer, sondern mit einem Beil hätte durchhauen

müssen, um Luft zu kriegen, und ich konnte keine Signallaterne von einem Stecknadelknopfe unterscheiden. Bei Gott nicht! Als da der Expreßzug heranbrauste, und ich genau wußte, daß der in sein Verderben lief, weil doch der Emigrantenzug auf seinen Schienen lag — eine halbe Stunde von hier nur — da kann ich wohl sagen, daß mir mein bischen Verstand mit einem Male davonlief, obgleich ich sonst doch nicht auf den Kopf gefallen bin, wahrhaftig nicht! Aber da kam mit einem Male eine innere Stimme, und mir fielen die Knallkapseln ein, die im Nebel einen vernünftigen Spectakel machen. Na, da war denn Alles gut, wenn aber Lorenz Blöcker nicht da gewesen wäre, dann hätten die Gentlemen aus Chicago und Buffalo sich auch wundern sollen, anstatt daß sie jetzt ruhig in ihren Schlafwagen blieben und nur etwas mehr gähnten als gewöhnlich!"

Lorenz Blöcker war fertig. Er wischte sich den Schweiß von seinem rothen Gesicht und blickte sich triumphirend im Kreise um. Da war es denn auch kein Wunder, daß einer seiner Freunde, Billy Malone, ein Irländer von zweifelhaftem Aussehen, den breiten, schäbigen Hut abnahm und drei Hochs für Mr. Blöcker ausbrachte. In dieses Hoch stimmten alle Anwesenden begeistert ein, auch der Zugführer vom Chicago-Expreß



der noch vor Kurzem Lorenz ein betrunkenes Schwein genannt hatte, jetzt aber reumüthig in sich ging. Weil die Passagiere von dem genannten Zuge nun allmählich aufgewacht und die Heldenthaten Blöckers ihnen klar gemacht waren, so nahmen sie den Vorschlag des Stationsvorstehers, zu seinen Gunsten eine kleine Collecte zu veranstalten, sehr günstig auf, und nach einer halben Stunde befand Lorenz sich im Besitz einer sehr anständigen Summe, die er mit einer Miene, als habe er noch viel mehr verdient, einsteckte.

Bei der allgemeinen Begeisterung für die glückliche Rettung des Chicago-Expreß dachte eigentlich kein Mensch an den Emigrantenzug und noch viel weniger an die Ursache seines Unglücks. Selbstverständlich fuhr im Morgengrauen ein leerer Zug an die Unglücksstätte; die Verwundeten wurden in's Hospital, die Todten in's Leichenhaus gebracht, und die Gesunden schickte man weiter gen Westen. Auch wußte man sehr bald, daß die Locomotive des Emigrantenzuges in einen schwerbeladenen Güterwagen gefahren war, der herrenlos und unerwartet auf dem Geleise gestanden hatte; wie aber dieser Güterwagen auf das Geleise gekommen, darnach fragte in der ersten Erregung kein Mensch. Lorenz Blöcker hätte allerdings eine Auskunft geben können: am

Abend vorher war eine Depesche für ihn gekommen, daß ein Güterzug den letzten Wagen verloren hatte; aber wenn der Whisky gut mundete, kümmerte Lorenz sich nicht viel um Depeschen, und deshalb sah er auch gar nicht hin, als die Verwundeten und Todten auf der Station Babylon ausgeladen wurden. Schließlich war es ja auch einerlei, wo solch ein armer Einwanderer den Boden düngte! Wenn aber von Zeit zu Zeit eine etwas unbehagliche Unruhe über ihn kam, dann sprach er desto lauter von sich und seinem Verdienste um den Chicago-Expreßzug und redete sich dann in die vollste Ueberzeugung hinein, daß er, Lorenz Blöcker, einer der vortrefflichsten Menschen unseres unvollkommenen Erdballs sei.

Viele Menschen glaubten ihm; auch Fred, sein „bester" Freund; aber es muß allerdings bemerkt werden, daß die Welt auf Freds Urtheil nicht den geringsten Werth legte, denn dieser Letztere gehörte nicht zu jenen, Menschen, vor denen Jedermann sich beugt. Es war ein langer, müde und vertrunken aussehender Mann, mit etwas verschwommenen Augen und wildem struppigem Haar, der eine unüberwindliche Scheu vor jeder Arbeit besaß und meistens, ohne ein Wort zu sprechen, auf dem Bahnhofe oder im Städtchen herumbummelte. Seine



einzige Beschäftigung bestand Tage lang darin, an einem Strohhalm zu kauen und in den Himmel zu starren. Manchmal seufzte er, spuckte den Strohhalm aus und murmelte einige halb englische, halb deutsche Worte, denn er war von Haus aus ein Deutscher, gerade so wie Lorenz Blöcker; aber im Allgemeinen beschränkte sich seine ganze Unterhaltung nur auf das Strohhalmkauen. Heute aber, nachdem er Blöckers Reden stillschweigend angehört hatte, murmelte er einige Worte in den Bart, welche ihrem Tonfall nach sehr bewundernd klangen, und Lorenz klopfte ihm zufrieden auf die Schulter.

„Ja, old boy; man soll nur Glück haben und dazu die nöthige Dosis Verstand, dann geht Alles gut. Du hast von Beiden nie viel besessen, ich weiß wohl, aber das thut nichts. Du bist doch ein guter Kerl, und wenn Du in mein Wohnzimmer gehst, dann steht dort die Flasche mit 'was Gutem auf dem Tisch! Bediene Dich nur, es kommt mir heute nicht darauf an!"

Fred nickte. Von Blöckers langer Rede hatte er den letzten Satz am besten verstanden. Er drehte sich ziemlich schnell um, spie den Strohhalm aus, seufzte und ging mit gemächlichen Schritten in das Stationsgebäude. Lorenz Blöckers Wohnzimmer sah eigentlich nicht sehr wohnlich aus. Außer einem groben Tische

und zwei Stühlen befand sich nichts darin, was Anspruch auf Bequemlichkeit machen konnte, es sei denn, daß der schlechte Fuselgeruch, der den ganzen Raum erfüllte, für einige Nasen etwas Anziehendes besaß. Jedenfalls war Blöckers Wohnzimmer für Fred ein halbes Paradies; er athmete die schlechte Luft in demselben mit Entzücken ein, setzte sich auf einen der Stühle und starrte unverwandt eine halbgefüllte, dunkle Flasche an, welche ohne Korken auf dem Tische stand. Lorenz hatte sich wahrscheinlich soeben für seine Reden gestärkt, und mit zufriedenem Nicken griff Fred nach der Flasche, um sie an den Mund zu setzen, als er aus dem Nebenzimmer einen leisen Ruf vernahm, der ihn aufhorchen ließ.

An das Wohnzimmer stieß ein kleiner Raum, der Lorenz zum Schlafen diente. Er war mit noch weniger Luxus, als das oben erwähnte Zimmer eingerichtet: nur einige wollene Decken lagen unordentlich auf dem schmutzigen Fußboden. Von hier aus erklang fortgesetzt leises Stöhnen und Jammern, und obgleich Fred eigentlich durchaus nicht neugierig war, so stand er doch allmählich auf, nahm seine Flasche in die Hand und guckte ein wenig durch die Thürspalte. Flach auf dem Fußboden warf sich ein Knabe herum. Er hatte die Augen geschlossen und die Hände geballt; sein Gesicht glühte



im Fieber, und manchmal schrie er laut auf, als ob er viele Schmerzen empfinde.

Fred betrachtete den Jungen mit dem Audruck des größten Erstaunens. Er war so überrascht, daß er sogar vergaß, was er in der Hand hielt. Die Branntweinflasche fiel auf den Fußboden, und etwas von ihrem Inhalte spritzte dem Knaben in's Gesicht. Dieser öffnete die Augen, „Vater!" rief er, und seine müden Arme streckten sich aus, als wollten sie Jemanden umfangen.

Fred war so entsetzt, daß er die Branntweinflasche aufzuheben vergaß. Er öffnete die schläfrigen Augen so weit, wie es ihm möglich war, und dann schüttelte er den Kopf.

„Donnerwetter! der Junge scheint verrückt zu sein; was will er eigentlich?"

„Vater!" schluchzte Valentin noch einmal. Er hatte sich aufgerichtet und sah hülfeflehend um sich. „Geh' nicht wieder fort, hörst Du? Ich will es nicht!"

Fred trat ängstlich einige Schritte zurück, die Blicke starr auf den Kranken gerichtet. „Donnerwetter!" sagte er noch einmal. „Ich soll nicht fortgehen! Er will es nicht? Na, das ist eine forsche kleine Creatur!"

Hilflos sah er sich um.

„Na, Du liegst da nicht zum Besten! Wirst wohl sterben müssen; aber alle Menschen müssen sterben!“

Er sagte diese Worte in einem beruhigenden Ton; aber es schien nicht, als wenn Valentin ihren Inhalt verstände. Vielleicht würde derselbe auch seine Wirkung bei ihm verfehlt haben, denn man muß schon alt geworden sein, um sich durch philosophische Gemeinsätze trösten zu lassen, und Valentin war noch jung. Er hatte das Bewußtsein wieder vollständig verloren, und bei seinem Reden und Schreien ward es Fred unheimlich zu Muthe.

„Sei doch still!“ sagte er mehrere Male, aber als seine Worte nicht beachtet wurden, faßte er einen großen Entschluß.

Ich muß den Jungen wohl fortbringen, damit Du Lorenz und mich nicht mehr störst!“ sagte Fred plötzlich, hob den Knaben auf seine Arme und trug ihn aus dem Stationshause. Es sollte gerade ein Zug ankommen, daher mußte Lorenz auf seinem Posten sein, und alle Leute, welche reisen wollten, standen gleichfalls auf dem Perron. In Folge dessen schritt Fred unbeobachtet nach der anderen Seite davon, immer noch Valentin auf den Armen tragend. Zuerst ging er ziemlich rasch eine Allee von Ahornbäumen hinunter:



allmählich aber ward sein Schritt langsamer, er seufzte wiederholt und schüttelte endlich verdrießlich den Kopf. So gelangte er an einen großen wohlgepflegten Garten, dessen Gitterthür er vorsichtig öffnete. Rasen und einzelne Bäume, Gebüsche und Blumenrabatten wechselten miteinander ab, aber Menschen sah man nicht. Es war nämlich mittlerweile gegen Mittag geworden, und die meisten Leute in Babylon aßen um zwölf Uhr. Fred nickte zufrieden, er that einige Schritte in den Garten, legte seine Last in den Schatten eines Baumes, steckte die Hände in die Taschen und ging, anscheinend sorglos, davon.

So fand der Landagent Abner Johnson, als er eine Stunde später in seinem Garten spazierenging, Valentin Hartung in wilden Fieberphantasien unter den Bäumen. Mr. Johnson war selbstverständlich erstaunt über diesen sonderbaren Fund, aber da eine deutsche Dame seinen Hausstand führte, welche sich mit Wohlthun beschäftigte, wie Abner ironisch bemerkte, so mußte der alte taube Gärtner John Valentin zu Fräulein Amanda Rottmann in's Haus tragen. Sie mochte sehen, wie sie mit diesem neuen Kranken fertig ward. Abner Johnson behauptete nämlich immer, daß Fräulein Amanda nur vergnügt sei, wenn sie Jemand zu pflegen

habe, und weil sie sonst keine anderen hervorragenden Schwächen besaß, so hatte er nichts gegen dieses Vergnügen einzuwenden, vorausgesetzt, daß seine eigene Bequemlichkeit keine Einbuße erlitt. So ward Valentiu auf ein weiches Lager gebettet, sah zwischen Wachen und Träumen manchmal ein gutes altes Gesicht über sich gebeugt und bildete sich ein, daß er jetzt bei seinem Vater sei. Er lag aber einige Wochen krank und kam erst wieder zum klaren Bewußtsein, als schon der October in's Land gezogen war und die Nächte sehr dunkel wurden.

Der Stationsvorsteher Lorenz Blöcker war nicht mehr so guter Laune, wie an dem Tage nach dem Eisenbahnunglück. Obgleich er noch immer von dem Gelde, das für ihn gesammelt war, sich einige Extraflaschen Whisky kaufte, so übte dieser vorzügliche Trank nicht mehr eine so beruhigende Wirkung auf ihn aus. Der schwer verwundete Zugführer des Emigrantenzuges hatte einige sonderbare Dinge gegen ihn ausgesagt, und allmählich kam es heraus, daß Lorenz Blöcker nicht den Chicagoexpreß gerettet haben würde, wenn ein Emigrantenjunge ihm nicht, im Auftrage des Zugführers, die Nachricht von dem Eisenbahnunglück gebracht hätte. Dieses Emigrantenkind lag augenblicklich noch krank bei



Mr. Abner Johnson, dem reichen Landagenten; aber Abner, der ein schlauer Kopf war, hatte schon genug aus ihm heraus gefragt, um ganz davon überzeugt zu sein, daß Herr Blöcker sich nicht wie ein Held, sondern wie ein Schuft benommen. Weil jedoch Abner Johnson mit der Eisenbahncompagnie in genauer Verbindung stand, so konnten die Sachen für Lorenz recht schlecht werden.

Dieser besaß genug gute Freunde, welche ihm Alles mittheilten, was man über ihn in der Stadt sprach, und er befand sich daher in der übelsten Laune, die er, so oft er nur konnte, an Fred ausließ. Fred war in der letzten Zeit weniger auf den Bahnhof gekommen, als sonst. Er war noch mehr als sonst seine besonderen Wege gegangen, und er hatte jetzt die absonderliche Gewohnheit angenommen, alltäglich wenigstens einmal an Abner Johnsons Garten vorbeizugehen und vor dem Gitter eine Weile stehen zu bleiben. Der Landagent bemerkte den großen, vertrunken aussehenden Mann wohl, er beachtete ihn indessen nicht weiter; aber als Fred einmal mit Lorenz Blöcker ging und seiner Gewohnheit nach vor dem Garten stehen blieb, stieß Lorenz einen grimmigen Fluch aus.

„Was bedeutet das hier? Weshalb stehst Du

und gaffst Abner Johnsons verd. . . . Platanen an? Ist es nicht genug, daß der Kerl mich ruiniren wird? Mußt Du ihm auch noch den Gefallen thun, seine Bäume anzusehen? Ich habe Abner Johnson in meinem ganzen Leben nichts gethan, und der Kerl bringt mich um meine Stelle und Alles nur deswegen, weil der verfluchte Bengel, der Emigrantenbalg, zu ihm gelaufen ist und ihm Alles erzählt hat. Der Teufel hole mich, wenn ich dem Jungen nicht lieber ein Messer zwischen die Rippen gestoßen hätte, als ihn fortzulassen! Kann's auch noch nicht begreifen, wie die Kröte aus meinem Schlafzimmer sich fortgestohlen hat. Wäre der nur bei mir geblieben, ich hätte ihn schon unschädlich machen wollen, aber wenn Einer Pech haben soll . ." der Rest seiner Rede ward unverständlich, denn Lorenz hatte sich bereits mit der Whiskeyflasche über die Unannehmlichkeiten des Daseins getröstet.

Fred hatte, wie immer, still zugehört. Er kaute an einem ganz neuen Strohhalm, und derselbe schien ihn für eine Weile ganz zu beschäftigen. Dann aber räusperte er sich plötzlich und begann zu sprechen:

„Fräulein Rottmann ist eine gute Dame," sagte er, halb entschuldigend. „Als Bob Griffith mir das Messer in die Schulter stieß, und ich ganz allein im

Hospital lag, ist sie zu mir gekommen und hat mir etwas vorgelesen. Der Teufel hatte viel zu thun in ihren Geschichten, er holte immerfort Trunkenbolde und schlechte Leute — das war ganz amüsant. Und sie hat auch den Jungen gepflegt!"

Seit Jahren hatte Fred nicht so viel auf einmal gesprochen, und Lorenz war über diese Beredtsamkeit so erstaunt, daß er nichts zu erwidern wußte. Beide gingen schweigend weiter, und nur beim Abschiede bemerkte Lorenz, daß er eines Tages an Abner Johnson und besonders an dem Emigrantenbalg blutige Rache nehmen werde. Er hatte ja eigentlich keinen besonderen Grund, sich zu rächen, aber er gehörte zu den Naturen, welche alle eigenen Fehler und sogar Verbrechen auf das Conto ihrer Nebenmenschen schieben.

Valentin Hartung befand sich unterdessen sehr wohl und ahnte gar nicht, daß er den Haß des Stationsvorstehers erweckt hatte. Er dachte noch immer sehr viel an seinen Vater und empfand jeden Abend eine kleine Enttäuschung, wenn der Tag verstrichen war, ohne ihm den Ersehnten gebracht zu haben.

Das arme Fräulein Rottmann mußte mit großer Geduld alle seine Muthmaßungen anhören, wo sein Vater sich wohl befände, und selbst Abner Johnson

ward mehr als einmal ernsthaft von Valentin gefragt, ob er ihm nicht sagen wolle, wo er den Gesuchten finden könne. Selbstverständlich lachte Abner über diese harmlose Frage, wie Alle, welche von der sonderbaren Idee Valentins hörten, und da Babylon nur ein kleines Nest war, in dem jede Kleinigkeit schnell bekannt wurde, so wußten bald viele Menschen, welch wunderbarer Fremdling Abner Johnson ins Haus gefallen. Auch Lorenz Blöcker erfuhr von der Absicht des Knaben — Stationsvorstehern wird bekanntlich Alles mitgetheilt — und sein Zorn ward immer größer.

„Weißt Du," sagte er zu Fred, dem er immer alle Gedanken mittheilte, weil er sicher war, nicht verrathen zu werden, „weißt Du, wenn ich Abner Johnson einmal einen Schabernack spielen kann, so thue ich es mit tausend Freuden — den dummen Bengel aber möchte ich in eine Theertonne und dann in einen Sack mit Federn stecken! Denke Dir, der kommt über das Wasser geschwommen, bloß um seinen Vater zu suchen — gerade so, als wenn solche Kreatur einen anständigen Vater hätte. Der Alte brät natürlich längst in der Hölle, und ich habe nicht eher Ruhe, als wenn der Junge dort auch röstet! Wenn sie mir meine Stelle nehmen, so kommt das nur von dem verfluchten

Schwätzer; Lorenz Blöcker ist aber nicht der Mann, sich lange schlecht behandeln zu lassen!"

Fred hörte seinem Freunde, wie immer, schweigend zu. Er hatte plötzlich aufgehört, an seinem Strohhalm zu kauen, und sah mit einem sonderbaren Blicke vor sich hin, als versuche er, über irgend etwas nachzudenken. Es schien ihm schwer zu werden, aber endlich meinte er doch:

„Weshalb sucht der Junge seinen Vater?"

Lorenz lachte, trotz seiner üblen Laune. „Weiß ich es? Er denkt vielleicht, bei ihm Arbeit zu finden, um Geld zu verdienen — die dummen Leute in Deutschland meinen ja immer, jeder, der nach Amerika geht, muß steinreich werden! Oder der Junge hat vielleicht auch keine Mutter mehr und weiß nicht mit sich hin — solche Sachen passiren ja manchmal — na, Alter, trink einmal! Du siehst ganz verglast aus, als wenn Du Dir lange nichts Gutes hinter die Binde gegossen hättest!?

Und Lorenz reichte dem Andern seine geliebte, ihn selten verlassende Flasche. Fred trank in vollen Zügen, dann wischte er sich den Mund mit dem Handrücken ab und seufzte befriedigt. Er äußerte sich auch nicht weiter, sondern hörte schweigend zu, als Lorenz ihm

Dies und Jenes erzählte. Fred und Lorenz waren nämlich seit einer Reihe von Jahren miteinander bekannt und hatten manche Abenteuer gemeinsam erlebt, die eine nähere Untersuchung von der Polizei nicht immer vertrugen. Als indeß Fred an dem Tage seiner elenden kleinen Wohnung zuschritt, stand er mehrfach still, schüttelte den Kopf und versuchte nachzudenken. Aber wenn man manches Jahr hindurch viel Branntwein getrunken und gar nicht nachgedacht hat, dann ist die letztere Beschäftigung weit schwerer, als die erstere, und deshalb ging Fred schließlich lieber noch in einen Schnapsladen und vergaß das Nachdenken.

Es war gerade in diesen Tagen, daß Abner Johnson mit Valentin Hartung ein ernstes Wort sprach. Der Letztere hatte seine Gesundheit wiedererlangt und sah frisch aus; aber er litt an Langeweile und empfand doch mehr als einmal, daß er sich nach Deutschland sehne. Verschiedentlich hatte er mit verweinten Augen in irgend einer Zimmerecke gesessen und auf alle Fragen, was ihm fehle, geantwortet, daß er seinen Vater suchen wolle. Schließlich wurde Abner ärgerlich über den Jungen. Er schickte seinen office-boy fort, welcher sein Comptoir in Ordnung halten und für ihn Botengänge thun mußte, und erklärte Valentin, er müsse jetzt



bei ihm in Dienst treten. So geschah es denn auch: Anstatt daß Valentin, wie er geträumt, zu seinem Vater ging, um bei ihm in Pracht und Ueppigkeit zu leben, mußte er jetzt das Büreau des Landagenten kehren, einige Briefe schreiben und verschiedene Geschäfte für ihn besorgen. Obgleich Fräulein Rottmann in ihrer liebenswürdigen Weise dem Knaben sagte, daß er jetzt seine Laufbahn in Amerika beginne, wie so viele Millionäre es gethan, so fühlte Valentin sich doch nicht besonders zufrieden. Er hatte sich das amerikanische Leben so ganz anders gedacht, von Büffeljagden, Goldfeldern und Indianern geträumt, nun saß er in einer kleinen langweiligen Stadt und erlebte gar nichts! Nur eines Tages, als Abner Johnson ihm einen sechsläufigen Revolver schenkte, freute er sich unbeschreiblich, aber sein jetziger Prinzipal enttäuschte ihn wiederum. Er sagte ihm nämlich trockenen Tones, er gäbe ihm den Revolver, weil er unten im Hause neben der Office schlafen und den Geldschrank bewachen sollte, „aber," fügte er lächelnd hinzu, „es ist nur des Scheines wegen. Mein Geldschrank ist meistens leer, denn ich bringe mein Geld auf die Bank, aber die Leute müssen mich für reicher halten, als ich bin: das ist gut für's Geschäft. Du aber brauchst Dich nicht um die Diebe

zu bekümmern, wenn sie wirklich kommen sollten; es sei denn, ich sagte Dir, daß mehr als hundert Dollars im Schranke sich befinden!"

Valentin konnte aber doch nicht unterlassen, sich im Pistolenschießen zu üben und sich allerhand Räubergeschichten auszudenken, und da er unten im Erdgeschoß neben der Office ganz allein schlief, während die übrigen Mitglieder des Hauses oben ihre Schlafzimmer hatten, so muß man es erklärlich finden, wenn er jede Nacht mit dem Gedanken einschlief, nach einigen Stunden einen Dieb todtschießen zu müssen.

So ging es allmälich vom Herbst zum Winter über. Draußen lag hoher Schnee, die Schlittenbahn war vorzüglich, und in den Häusern brannten mächtige Feuer in den Kaminen, eine behagliche Wärme verbreitend. Es gab aber auch Häuser, wo kein Feuer brannte, und Fred saß kalt und frierend in seinem Zimmer, das übrigens diesen Namen in keiner Weise verdiente. Es war ein dumpfes, feuchtkaltes Loch, und man konnte es Fred kaum verdenken, daß er jetzt tapfer von innen einheizte, so daß seine Nase immer röther und dicker ward. Er hatte in dieser Zeit die Straßen rein geschaufelt und noch durch andere Arbeiten sich etwas Geld verdient, so daß er die Mittel zu der inwendigen Er-



wärmung besaß. Ueberhaupt war Fred in den letzten Monaten etwas weniger arbeitsscheu geworden und einige Dollarsnoten lagen, in altes Papier gewickelt und in eine blecherne Wichsschachtel versteckt, unter seinem Bettzeug. Was Fred mit diesem Schatze wollte, sagte er nicht einmal Lorenz Blöcker. Er ging nicht mehr viel an Abner Johnsons Hause vorüber; im Gegentheil, er vermied den Stadttheil, in dem dasselbe lag, mit großer Beharrlichkeit, manchmal nur sah er die Ahorn-allee, welche dorthin führte, wie in Gedanken verloren, hinab, und dann seufzte er tief auf, als ob er eine große Sorge hätte. So kam das Weihnachtsfest heran und Fred, den es noch sehr fror, kaufte sich eine neue Flasche Whiskey. Als er diese ausgetrunken, grub er an seinem Bett herum, holte die Wichsschachtel und ging mit ihr zu einem Trödler, der sich vor wenig Wochen erst etablirt hatte, und der mit Kleidungsstücken handelte, welche in New-York nicht zu verkaufen waren. Hier gab es aber für Freds Augen prächtige Anzüge, und als der Händler ihm für wenig Geld eine alte, schmierige Livree anbot, welche kein Amerikaner gekauft hätte, weil sie nach Negern roch, stieg Fred sofort in dieselbe hinein und ging wohlgefällig schmunzelnd über die Straße. Zum Glück war es schon recht dunkel, sonst würde Fred

vielleicht Aufsehen erregt haben, aber jetzt beachtete ihn kein Mensch, und er ging langsam, mit zögernden Schritten nach Abner Johnsons Haus.

Valentin stand an die Gartenthür gelehnt, er sah auf den glitzernden Schnee und dachte an die Heimat — heute war Weihnachtsabend, aber in Amerika feiert man diesen Tag nicht so, wie in Deutschland. Valentin hätte fast geweint — aber er wußte, daß Abner Johnson keine Thränen liebte — deshalb sah er starr auf den Schnee und merkte nicht, daß Alles vor seinen Blicken schwamm. Da fühlte er sich leicht an der Schulter berührt und sah erstaunt auf. Neben ihm stand ein langer Mann von schlechter Haltung und wunderbar aussehender Kleidung.

„Was wollt Ihr?“ fragte er kurz, und der Andere hustete etwas verlegen.

„Nehmen Sie es nicht für ungut, junger Herr!“ sagte er auf Deutsch mit ziemlich heiserer Stimme, „aber ich wollte doch einmal sehen, wie's ginge. 's war doch damals eine üble Geschichte und Sie sahen schlecht genug aus —“

Er stockte plötzlich. Mr. Johnsons Hausthür hatte sich soeben geöffnet, und ein heller Lichtschein fiel, auf Fred sowohl wie auf Valentin. Der Erstere sah komisch genug aus in der schmierigen hellgrünen Livree mit



blanken Knöpfen, die ihm durchaus nicht paßte, und Valentin brach in lautes, spöttisches Gelächter aus.

„Ihr seht ja famos aus!" rief er, noch immer lachend; „kommt doch näher und laßt Euch bei Licht besehen!"

Fred trat scheu zurück. Er verstand keinen Spott und fand seinen Rock wunderhübsch, aber der Ausdruck im Gesichte des Knaben beunruhigte ihn doch.

„Ich will nicht hinein," sagte er, „nur 'mal etwas fragen!" Er steckte den Kopf zwischen die Schultern und suchte verzweiflungsvoll nach Worten. „Wollte mich nach Ihrem Namen erkundigen, junger Herr! Hab' gehört, daß Sie Ihren Vater suchen, und —" er stockte, während Valentin roth ward vor Zorn. Wie konnte ein so gemein aussehender Mensch sich um seine Angelegenheiten bekümmern.

„Was geht Euch mein Name und mein Vater an!" rief er verächtlich. „Wenn mein Vater Euch hörte, würde er Euch prügeln — versteht Ihr?"

Fred sah den Knaben bittend an. Meine nur, wenn Sie mir Ihren Namen sagen wollten, es könnte —"

Aber Valentin unterbrach ihn, indem er dem Andern einen kräftigen Rippenstoß gab — Fred stand ohnehin nicht fest auf den Füßen — jetzt glitt er aus und fiel in den Schnee.

„Trunkenbold!“ rief Valentin noch einmal, dann lief er ins Haus, die Thür fest hinter sich schließend. Dadurch verschwand der helle Lichtschein, und Fred lag einen Augenblick ganz still und sah gedankenlos in den sternenklaren Himmel. Langsam richtete er sich allmählich wieder auf und blickte noch einmal nach dem Hause.

„Trunkenbold!“ wiederholte er und ballte die Faust. Dann aber suchte er sich selbst zu beruhigen. „Er hat Haare auf den Zähnen und ist forsch wie — wie ein deutscher Junge.“

Gebückt und träge ging er seinem kalten Zimmer zu.

Vielleicht kam Fred plötzlich die Erinnerung, daß auch er einmal ein deutscher Junge gewesen, denn er blieb nach einer Weile stehen und stöhnte tief auf. Dann aber ging er in eine Schänkstube und bestellte sich ein Glas Whiskey.

„Trunkenbold!“ sagte er wie mechanisch zu sich selbst, dann trank er mit einem Zuge das Glas leer.

Die Befürchtungen Lorenz Blöckers erfüllten sich. Zum ersten Januar ward er seiner Stellung enthoben und mußte das Stationsgebäude verlassen, um einem anderen, zuverlässigeren Beamten Platz zu machen. Sein Zorn war unbeschreiblich; aber er fraß ihn mehr in sich hinein, als daß er viel darüber gesprochen hätte, und



nur Fred wußte, daß er sich noch einmal an Allen, welche seine Absetzung befürwortet, rächen wolle. Unter diesen befand sich in erster Linie Abner Johnson, und Fred nickte gleichgültig, als Lorenz ihm Anfangs Januar mittheilte, daß er jetzt in der Lage sei, Mr. Johnson etwas anzuthun. Fred arbeitete nicht mehr, aber er trank unaufhörlich, und seine schöne grüne Livree war bereits wieder verkauft. Er saß auf seinem Bette, in sich zusammengesunken, als Lorenz ihm obige Mittheilung machte.

„Mr. Abner geht nämlich heute Nachmittag auf zwei Tage nach Rochester. In seinem Geldschrank sind aber fünftausend Dollars, die ihm heute Morgen gebracht wurden. Ich hörte selbst, wie er es zu dem verd . . . Bengel sagte, der bei ihm noch immer herumlungert. ‚Paß' gut auf!‘ sagte er, ‚ich kann sie nicht mehr nach der Bank hinbringen!‘ Sieh' mal, Fred, da machen wir Beide ein gutes Geschäft — ein besseres als damals in Pennsylvanien, wo wir beinahe erwischt wurden! Wir gehen dann gleich mit dem Nachtzuge nach New-York, und Mr. Johnson kann uns lange suchen!"

Fred hatte seinem Freunde mürrisch zugehört.

„Ich mag nicht mehr stehlen!" sagte er halb trotzig. „Dabei ist im Ganzen wenig zu holen, und wenn sie einen kriegen —"

Lorenz lachte.

„In Babylon fangen sie niemals einen vernünftigen Dieb!" sagte er. „Laß mich nur machen, Du sollst sehen, daß keine Gefahr dabei ist! Ich habe Alles bedacht und vorgesehen; Du kannst mir nur etwas helfen, weiter sollst Du nichts thun — das ist doch besser, als daß wir alle beide verhungern!"

„Da ist aber der Junge!" knurrte Fred, sich langsam hin- und herschaukelnd und seine schmutzigen Hände betrachtend. Ich will nicht, daß dem Jungen etwas geschieht, verstehst Du?"

Lorenz zuckte die Achseln.

„Wenn der Bengel sich nicht verrückt benimmt, krümme ich ihm kein Haar. Das Geld ist mir die Hauptsache. Der Junge ist zwar an Allem schuld — aber ich denke, dem wird vielleicht noch ein Anderer das Lebenslicht ausblasen, weil er so unverschämt ist!"

Fred erwiderte nichts mehr, und als Lorenz seinen Freund verließ, hatte er ihm seine genauen Instructionen mitgetheilt.

An diesem Abend ging Valentin Hartung später zur Ruhe als sonst, und als er endlich einschlief, quälten ihn böse Träume. Denn mit den fünftausend Dollars hatte es seine Richtigkeit; sie befanden sich wirklich im

Geldschranke, und Valentin fühlte eine schwere Verantwortung auf sich ruhen. Daher hatte er auch alle sechs Läufe seines Revolvers geladen und die Waffe unter sein Bett gelegt. Dann war er aber doch eingeschlafen, und obgleich die offene Thür seines Schlafzimmerchens nach der Office ging, und er den Geldschrank eigentlich immer im Auge behalten wollte, so vergaß er endlich die Wirklichkeit, um sich vom Traumgott wirre Bilder vorgaukeln zu lassen. Diese Nacht verlief in den meisten Straßen von Babylon wie gewöhnlich. Der Nachtwächter saß in dem geschützten Vorbau des Stadthauses und hielt die Augen geschlossen; in einigen Schänken prügelten sich die Kartenspieler, ohne von der Polizei belästigt zu werden, und hier und dort schlich vorsichtig ein Betrunkener nach Hause.

In Abner Johnsons Haus war Alles still. Fräulein Rotmann und die Dienstmädchen hatten sich zeitig zur Ruhe begeben, und der Gärtner Joe lag, beide tauben Ohren von Kissen umgeben, laut schnarchend im Bette. Da hatten es Lorenz Blöcker und Fred nicht sehr schwer, ihren Plan auszuführen. Lorenz drückte behutsam eine Fensterscheibe in der Office ein, nachdem er am Weingeländer heraufgeklettert war, und beide Freunde begaben sich alsdann an die Arbeit. Eigentlich war es allerdings

Lorenz, welcher Stemmeisen, Bohrer und Hebel brauchte, Fred hielt eine kleine Diebslaterne in der Hand und leuchtete dem Andern. Er mußte sehr viel getrunken haben, denn seine Hand zitterte so, daß das Licht der Laterne einen flackernden Schein bald hier-, bald dorthin warf, obgleich Lorenz ihn brummend ermahnte, sich zusammenzunehmen. Aber Fred war zerstreuter als gewöhnlich; er schien sich gar nicht für den Geldschrank zu interessiren und murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin, so daß Lorenz nur mit Mühe seinen Zorn beherrschte. Endlich war die Thür des Schrankes geöffnet, Lorenz schien Uebung in diesen Dingen zu haben, und mit zufriedenem Lächeln griff der ehemalige Stationsvorsteher in ein Schubfach, als Fred einen Laut des Entsetzens ausstieß. In der Thür, welche nach seinem Schlafgemach führte, stand Valentin im weißen Nachtcostüm. Er hatte einen Revolver in der Hand, blickte aber halb verschlafen und rathlos auf die Einbrecher, welche einen Augenblick mit weitgeöffneten Augen diese Erscheinung anstarrten. Fred hielt die Laterne hoch, und ihr Schein fiel in Valentins blasses Gesicht. In der nächsten Minute hatte Lorenz seine Fassung wiedergewonnen. Er erkannte Valentin wohl, und mit rachsüchtigem Lächeln hob er seine eigene Waffe. Dann



knallten zwei Schüsse gleichzeitig durch das stille Haus, und mit einem wilden Fluch griff Lorenz noch nach einem Packet Banknoten, warf den Revolver fort und schwang sich aus dem Fenster.

Als Amanda Rottmann und die Polizei in die Office traten, fanden sie nur zwei sehr stille Gäste. Valentin war durch den Kopf geschossen und wahrscheinlich auf der Stelle todt gewesen, Fred hingegen athmete noch, obgleich ihm aus der Brust große Blutstropfen quollen. Als Jemand sich über ihn beugte, um zu sehen, ob noch Leben in ihm sei, nickte er unmerklich mit dem Kopfe.

„Er zielte gut!“ murmelte er. „Gerade auf die Laterne hat er geschossen, und vorhin sagte er noch Vater!“

Es war ihm nicht klar, daß Valentin nicht mehr lebte; er verlor auch alsbald die Besinnung und ward in's Hospital gebracht, um dort entweder zu sterben oder wieder so weit zu gesunden, daß er in's Zuchthaus geschickt werden könnte. Die Polizei von Babylon wünschte dringend das Letztere, denn es war doch zu ärgerlich, keinen der Einbrecher bestrafen zu können. Lorenz Blöcker war nämlich nirgends aufzufinden und hatte das Packet mit den fünftausend Dollars wirklich mitgenommen.

Weil aber Jedermann der Ansicht war, daß Fred den kleinen Valentin erschossen habe, so freute man sich nur den Hauptverbrecher doch in Händen zu haben. Die Bevölkerung von Babylon hätte ihn gern gelyncht, wenn er nicht eben todtkrank gewesen wäre, und Alle freuten sich darauf, ihn hängen zu sehen.

Es dauerte aber über sechs Monate, ehe Fred ohne Hilfe auf seinen schwachen Beinen stehen konnte. Inzwischen war es Hochsommer geworden, und die meisten Leute in Babylon hatten ihn vergessen. Auf den Bäumen lag schon ein herbstlich bunter Schein, und im Hospitalgarten waren die meisten Blumen verblüht. Fred saß manchmal unter einem Baume und blickte in die Ferne, und als er kräftiger ward, ging ein Krankenwärter mit ihm spazieren, damit er die nächste Sitzung des Gerichtes gut aushalten könne. Der Gefangene that Alles ohne Widerrede, und er sah jetzt besser aus, als vor seiner Verwundung. Er trank keinen Branntwein mehr und man konnte sehen, daß er eigentlich hübsche Züge besaß. Aber er sprach noch ebenso wenig wie sonst, und obgleich verschiedentliche Versuche mit ihm angestellt waren, um ihn zu verhören, so mußten sie doch an seiner Schweigsamkeit scheitern.

Es war an einem warmen Sommerabend, und Fred





[illegible] ber Jedermann der [illegible] Kugel
Valentin erschossen [illegible] eutscher,
[illegible] uptverbrecher doch [illegible] n Bischen
[illegible] erung von Babylon [illegible] hen wollte.
[illegible] t eben todtkrank [illegible] Miß Rott-
[illegible] rauf, ihn hängen [illegible] das mindestens
[illegible] s dauerte aber [illegible] Woche liegen hier
auf seinen [illegible] denn nun? willst
[illegible] n war es [illegible]
in Babylon [illegible] nd legte sein Gesicht
[illegible] hon ein [illegible] n schwachen Händen
[illegible] n waren die [illegible] Kreuz und wollte sich
[illegible] mal unter [illegible] rmelte liebkosende Worte
[illegible] ls er [illegible] n goldenen Namen hinauf,
[illegible] pazieren, [illegible] einst getragen, ihn hören.
[illegible] ushalten [illegible] m. Die Sonne sank unter,
[illegible] rede, [illegible] lühendes Abendroth warf einen
[illegible] undung [illegible] den Kirchhof, dann kam die
konnte [illegible] ard gezwungen, in's Hospital
er [illegible]

* *

[illegible] lebt jetzt in Deutschland. Er
[illegible] Vermögen erworben und nimmt

ging mit einem Wärter, wie schon seit einigen Tagen, spazieren. Heute ging es dem Kirchhof zu, der nicht weit vom Hospital lag, weil der Wärter mit dem Todtengräber etwas zu besprechen hatte, und Fred, der noch niemals dort gewesen, sah theilnahmlos auf die grünen Gräber, die weißen Kreuze und die goldenen Inschriften. Der Todtengräber war nicht gleich zu finden, und Fred folgte seinem Wärter langsam bis zum äußersten Ende des Gottesackers. Dort lagen erst wenige Gräber, nur hier und da erhob sich ein Kreuz, oder eine Trauaeresche senkte ihre grünen Zweige auf ein Kindergrab. Auf einem mit rothen Rosen bewachsenen Grabe stand ein schneeweißes Marmorkreuz. Es war größer als die meisten anderen, und Fred betrachtete es unwillkürlich. Die Abendsonne warf ihre schrägen Strahlen auf dasselbe, und ein Name leuchtete rothgolden auf dem weißen Grunde. Fred blieb plötzlich stehen. „Valentin Hartung!“ sagte er halblaut. „Valentin Hartung! wer kann das sein?“

Der Krankenwärter, welcher neben ihm ging, sah ihn erstaunt an. Das war kein gebildeter Mensch, der viel Zartgefühl besaß, und hätte er es gehabt, würde er es an Fred nicht verschwendet haben.

„Na, alter Junge!“ sagte er halb lachend, „Du kannst Dich aber famos verstellen! Das ist doch der

Knabe, dem Du damals bei Abner Johnson die Kugel durch den Kopf geschossen hast. Er war ein Deutscher, wie Du, und die Leute sagten nachher, er sei ein Bischen verrückt gewesen, weil er seinen Vater suchen wollte. Sonderbare Idee das! Mr. Johnson und Miß Rottmann haben ihm aber ein Kreuz gesetzt, das mindestens dreihundert Dollars kostet, und jede Woche liegen hier frische Kränze! Na, was machst Du denn nun? willst Du wieder krank werden?"

Fred kniete vor dem Grabe und legte sein Gesicht auf die kalte Erde. Mit seinen schwachen Händen klammerte er sich an das weiße Kreuz und wollte sich nicht fortziehen lassen. Er murmelte liebkosende Worte und sah immer wieder zu dem goldenen Namen hinauf, als müßte der, welcher ihn einst getragen, ihn hören. Aber es blieb Alles stumm. Die Sonne sank unter, die Rosen dufteten, und glühendes Abendroth warf einen magischen Schein über den Kirchhof, dann kam die Dunkelheit, und Fred ward gezwungen, in's Hospital zurückzukehren.

* * *

Lorenz Blöcker aber lebt jetzt in Deutschland. Er hat sich in Amerika ein Vermögen erworben und nimmt

in seinem Heimatstädtchen eine so geachtete Stellung ein, wie der Besitz von einigen tausend Thalern es verlangt. Ueber amerikanische Verhältnisse weiß er sehr viel zu erzählen, aber er räth nur denen in die neue Welt zu gehen, welche „sich nicht aus jeder Kleinigkeit etwas machen."

„Ich hatte zum Beispiel einen guten Bekannten," so erzählt er wohl manchmal, „das war wirklich kein übler Mensch, aber er ist doch im Zuchthaus zu Sing-Sing — am Hudson liegt es — gestorben, weil er sich immer gleich Alles zu Herzen nahm. Fred Hartung, so hieß er nämlich, hätte mich beinahe auch einmal in's Unglück geritten, weil er so tolpatschig war. Die Geschichte ist zu lang, um sie zu erzählen; aber ich riß mich doch noch mit Mühe und Noth heraus! Ja, ja, man muß das Leben nehmen, wie es ist, meine Herren!" und mit dieser Redensart pflegt Lorenz seine Bemerkungen zu schließen. Er ist solide geworden, trinkt nur noch Bier und wird sich vielleicht noch verheirathen. An Valentin Hartung denkt er niemals mehr — solche unbedeutende Tropfen im Ocean der Menschheit werden immer sofort vergessen.

Ende.

Verlag der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender in Breslau.

Der seltsame Fall

des Doctor Jekyll und des Herrn Hyde.

Von

R. L. Stevenson.

Hochelegant broschirt M. 2.—; fein gebunden M. 3.—.

Diese sensationelle Geschichte beruht auf dem mystischen Vorgange, daß ein Mann, der durch seine Studien tief in die Geheimnisse der chemischen Zusammensetzung des menschlichen Wesens eingedrungen ist, mittels einer wunderbaren Tinktur seine Gestalt in die eines anderen Mannes verwandeln kann. Die daran geknüpfte Handlung entwickelt sich in einer so originellen Weise, daß der Leser, der an das seltsame Geheimniß nicht glauben möchte und doch durch die überzeugende, man möchte sagen realistische, Darstellung desselben fortgerissen wird, unwillkürlich bis in die innersten Nerven sich ergriffen und durchschauert fühlt.

Pfiffig und Genossen.

Novellen

von

Karl Vogt.

Ein Band 8°. 17 Bogen. Hochelegant broschirt Mk. 4,—, fein gebunden Mk. 5,—.

Inhalt: Geschichte des jungen Pfiffig. — Mein Freund Fritz. — Der Pfarrer von Positano. — Der lange Christian.

Der berühmte Naturforscher läßt auch in diesen Novellen seine Eigenart nicht verkennen. Scharfe Beobachtung, feine Charakteristik und ein bisweilen an's Sarkastische streifender Humor zeichnen diese Lebensbilder aus, die dem Leser das kleinstaatliche Mittel- und Süddeutschland theils in der Zeit vor 1848, theils um und bald nach 1870 vor Augen führen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes

